



Fokus Beratung

Informationen der
Evangelischen Konferenz
für Familien- und Lebensberatung e.V.
Fachverband für Psychologische
Beratung und Supervision

Aus dem Inhalt

Einführung in Beratung und Supervision
Auswirkungen der Digitalisierung
auf die Beratungsarbeit
Langzeitfolgen von Kriegskindheiten
Beratung von Menschen
mit Körper- und Sinnesbehinderungen

Fokus Beratung

Informationen der
Evangelischen Konferenz
für Familien- und Lebensberatung e.V.
Fachverband für Psychologische Beratung
und Supervision

Impressum

- Herausgeber: Vorstand der
Ev. Konferenz für Familien- und Lebensberatung e.V.
Fachverband für Psychologische Beratung und Supervision
(EKFuL)
- Schriftleitung: Barbara Schneider
Rendelerstr. 30
60385 Frankfurt a. Main
Tel.: 0 69 - 50 18 62
E-Mail: barbara.schneider@gmx.li
- Redaktion: Henriette Biedowicz, Michael Bourgeon, Mechthild Holländer,
Jutta Lutzi, Dr. Martin Merbach, Barbara Tietze,
Anne Waterstraat, Wolfgang Winter
- Layout: Johannes Heling
- Bezug über: Ev. Konferenz für Familien- und Lebensberatung e.V.
Fachverband für Psychologische Beratung und Supervision
Bundesgeschäftsstelle
Lehrter Straße 68, 10557 Berlin
Tel.: (030) 52 13 559 - 39; Fax: (030) 52 13 559 - 11
E-Mail: info@ekful.de
Bankverbindung: IBAN: DE06 10020500 0003 150900
BIC: BFSWDE33BER Bank für Sozialwirtschaft
- Druck: Druckhaus LUC, Greven

Die Beiträge in „FOKUS BERATUNG“ geben die Meinung des jeweiligen Verfassers / der jeweiligen Verfasserin wieder. Der Vorstand behält sich Veröffentlichungen, Kürzungen und Bearbeitung von zugesandten Texten vor.

Die Arbeit der EKFuL wird gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

ISSN Nr. 1615 - 3499

Barbara Schneider Zu diesem Heft	7
---	---

Friedrich-Wilhelm Lindemann Siegfried Keil zum Gedenken (1934-2018)	9
--	---

Einfühlung – Empathie - Emotion

Jürgen Körner Einfühlung in Beratung und Supervision	11
---	----

Einfühlung – Empathie – Emotion Zu den Arbeiten von St. Bolognini und P. Bertrando Ingeborg Roessler Thomas Beelitz	18
---	----

Digitalisierung – Auswirkungen auf die psychologische Beratungsarbeit

Martin Beckmann/Torben Schenk Die europäische Dimension digitaler Arbeit	22
---	----

Elfriede Löchel Ödipus online Erlebnisse mit den neuen Medien aus psychoanalytischer Sicht	28
--	----

Anne-Katrin Olbrich Ich sehe was –was du auch siehst Der Einsatz videobasierter Methoden in der psychologischen Beratungsarbeit	34
--	----

Claudia Theilmann-Braun Entwicklungspsychologische Beratung für Eltern und Kleinkinder (EPB) Erfahrungsbericht über die Arbeit mit Video	36
---	----

Rafael Capurro Informationsethik Eine Standortbestimmung	40
--	----

Aus der Psychologischen Beratungsarbeit

Wolfgang Winter Langzeitfolgen von (Kriegs)Kindheiten über mehrere Generationen in Beratung und Begleitung	45
--	----

Christina Heil Psychologische Beratung von Menschen mit Körper- und Sinnesbehinderung	54
---	----

Blick über den Zaun

Adda Geiling/Andrea Wuttke
 Der andere bin ich - Ein Kunstprojekt zum Kirchentag 2017 62

Aus dem Archiv der Psychologischen Beratungsarbeit

Siegfried Keil
 Gesellschaftskultur und Geschlechtsverhalten 63

Besprechungen

Carolin Teltow
 A.Krämer/K. Sabisch (Hrsg.)
 Doing Responsibility. Möglichkeiten familiärer Ordnungen 69

Barbara Tietze
 A. Farhadi (Regie), The Salesman 70

Aktuelles aus der Fachverbandsarbeit

Psychosoziale Beratung als unverzichtbarer Baustein in der
 Grundversorgung von wohnungslosen oder obdachlosen Menschen 72

Bündnis gegen Schütteltrauma 73

Empfehlung des Deutschen Vereins
 zur vertraulichen Geburt veröffentlicht 74

Die Bedeutung der Familienförderung (wieder) entdecken
 Arbeitsgruppe zu §16 SGB VIII 75

Das Papier „Psychologische Beratung in kirchlich-diakonischer
 Trägerschaft als Kernaufgabe der Kirche“ wird aktualisiert 75

Die EKFuL wird 60 - das wollen wir mit Ihnen feiern!
 Jahrestagung und Jubiläum 20.-22. Mai 2019 in Berlin 76

Terminverschiebungen 76

Vorstandsmitglieder und Kassenprüfer 77

Aus dem Evangelischen Zentralinstitut

Sabine Habighorst
 Generationenwechsel am EZI 78

Melanie Ratzek
 Die neue Kollegin stellt sich vor 78

Stellenausschreibungen 79

Wenn wir unsere Erkenntnisse in Worte fassen möchten, ...umhüllen wir sie zugleich mit einer Art Schale aus Wissen, in die wir nicht eindringen und aus der wir nicht ausbrechen können. Und schon bald bekommen wir das Gefühl: „Ich möchte nicht, dass jemand mit mir zu diskutieren beginnt, denn womöglich sagt er irgend etwas, das mich zwingt, erneut nachzudenken...“.

Wilfried R. Bion

Liebe Leserin, lieber Leser,

In einem ersten Schwerpunkt beschäftigt sich diese Ausgabe von „Fokus Beratung“ mit dem weiten Feld von Emotionen – Gefühlen – Einfühlung. *Jürgen Körner* untersucht die Geschichte des Begriffs Einfühlung in einer sich seit dem Mittelalter verändernden Gesellschaft. Einfühlung wird als ein subjektiver Entwurf verstanden, unterschieden von Resonanzphänomen und aufbauend auf der Fähigkeit, Perspektiven des anderen zu übernehmen.

Ergänzt werden diese Ausführungen durch die Besprechung zweier Bücher italienischer Autoren. *Ingeborg Roessler* schreibt über das Buch des Psychoanalytikers *Stefano Bolognini* über Einfühlung, der den gefühlsnahen Begriff zu einem sperrigen Phänomen gemacht habe. *Thomas Beelitz* befasst sich mit „Emotions and the Therapist“ des systemischen Therapeuten *Paolo Bertrando*.

In einem zweiten Schwerpunkt finden Sie einige Arbeiten über die Digitalisierung der Gesellschaft und ihre Auswirkungen auf die psychologische Beratungsarbeit. Wer sich im Internet in die zahllosen Artikel, Meinungen, Einschätzungen der Digitalisierung der Gesellschaft einarbeitet, dem geht es vielleicht wie mir: mit wirrem Kopf wieder aufzutauchen. Auffällig ist, wie viele Aufsätze es über den Erwerb von Kompetenz im Umgang mit digitalen Techniken gibt, d.h. mit Bildungsfragen.

Wir haben über die Hauptstellen und landeskirchlichen Beauftragten bei den Beratungsstellen angefragt, wer z.B. videobasierte Beratungen anbietet und haben zwei Rückmeldungen bekommen: *Anne-Katrin Olbrich* und *Claudia Theilmann Braun* berichten über ihre Erfahrungen und die daraus entstehenden Veränderungen in ihrer Beratungsarbeit. Die Psychoanalytikerin *Elfriede Löchel*, die schon seit vielen Jahren an diesen Themen arbeitet, bringt Ausschnitte aus einem Forschungsprojekt, in dem Studierende nach der Bedeutung von Facebook für sie persönlich interviewt werden. Eingeführt werden diese Veröffentlichungen aus der Praxis und Forschung von einem Aufsatz von *Martin Beckmann* und *Torben Schenk* über die Veränderung der Arbeit in Europa durch die Digitalisierung, entnommen aus einem Aufsatzband von *verdi* über „Gute Arbeit und Digitalisierung“. Schließlich bringen wir einen Aufsatz von *Rafael Capurro*, der schon seit vielen Jahren über die Herausforderungen an die Gestaltung einer Ethik in einer Informationsgesellschaft forscht und arbeitet. Der Vortrag erschien bereits 2004, hat aber nichts von seiner Aktualität verloren.

Aus der psychologischen Beratungsarbeit veröffentlichen wir einen Vortrag von *Wolfgang Winter* über Langzeitfolgen bei Kriegskindern und Kindern von Kriegskindern, in dem

Winter seine jahrelangen Forschungen zu diesem Thema – wir haben bereits einige Male Berichte von dazu veröffentlicht – zusammenfasst. *Christina Heil* – selbst als Jugendliche erblindet – schreibt über die Bedingungen des Lebens von körper- und sinnesbehinderten Menschen und welche Voraussetzungen an Wissen und Haltungen Beraterinnen und Berater für die beraterische Arbeit mit ihnen mitbringen müssen.

Über das ganze Heft verbreitet finden Sie Fotografien aus dem Kunstprojekt an der Evangelischen Schule Köpenick in Berlin für die Ausschmückung des Seelsorgezentrums auf dem Kirchentag 2017. Dessen Motto lautete: „Du siehst mich“ (1. Mose 16, 13): entnommen aus einer biblischen Familiengeschichte des Alten Testaments über Abraham, seiner Frau Sara und der Magd Hagar. Darin wird über eine Zeit erzählt, in der Herrschaft, Gewalt, Abhängigkeit, Unterwerfung das Leben der Großfamilien mit bestimmten.

Daran fügt sich der letzte Beitrag dieser Ausgabe: Anlässlich des Todes von *Siegfried Keil* (s. den Nachruf von *Friedrich-Wilhelm Lindemann*) veröffentlichen wir einen Vortrag von Keil, den er auf dem Kirchentag 1965 über „Gesellschaftsstruktur und Geschlechterverhalten“ hielt. Siegfried Keil war einer der bedeutenden Begleiter und Förderer der psychologischen Bera-

tungsarbeit, der EKFuL und des EZI ab der sechziger Jahre. In seinem Vortrag zeigt er auf eindrückliche Weise, wie die Formen des geschlechtlichen Umgangs der Menschen untereinander von den gesellschaftlichen Strukturen mitbestimmt sind und nur in diesem Zusammenhang zu verstehen sind. Er verfolgt die Veränderungen der gesellschaftlichen Bedingungen und die Veränderungen der sexuellen Verhaltensweisen, die damit verbunden waren, durch die Zeiten bis in die Gegenwart. Der Vortrag zeigt auch, dass es nicht ganz leicht ist, di-

ese Haltung auch dann einzuhalten, wenn es um die Umbrüche in der eigenen Lebenszeit geht, wo – um Bion zu zitieren – man sich nicht gerne stören lassen will, denn womöglich müsste man erneut nachdenken.

Carolin Teltow bespricht ein Themenheft der Zeitschrift psychosozial über Familienordnungen und *Barbara Tietze* wie immer einen Film, dieses Mal *The Salesman* von A. Fahradi.

Gute Arbeit als Redakteurin ist nicht zu leisten, ohne einen Redaktionskreis im Hintergrund zu haben, der die Arbeit unterstützt, anregt, Interes-

santes entdeckt, kritisch begleitet und zuweilen auch schreibt. Wir freuen uns, dass wir zwei neue Mitglieder für den Redaktionskreis gewonnen haben und der Vorstand sie berufen hat: Diplom Psychologin *Mechthild Holländer*, Diplom-Psychologin, Psychotherapeutin und Referentin im Diakonischen Werk Rheinland-Westfalen-Lippe sowie *Anne Waterstraat*, Germanistin und Familienberaterin an der Beratungsstelle des Deutschen Roten Kreuzes in Berlin.

Barbara Schneider

Siegfried Keil zum Gedenken (1934 - 2018)

■ FRIEDRICH-WILHELM LINDEMANN, BERLIN

Professor. Dr. Dr. Siegfried Keil war Mitglied des Aufsichtsrates und der Gesellschafterversammlung des EZI seit 1969 und deren umsichtiger Vorsitzender von 1996 bis 2003. Er war der Arbeit des Evangelischen Zentralinstituts für Familienberatung in Berlin schon länger verbunden, spätestens seit er die Hauptstelle für Familien- und Lebensberatung der Evangelischen Kirche im Rheinland (1968-1972) leitete. Berufen worden war er auf diese Position in der Evangelischen Beratungsarbeit infolge eines Vortrags beim Evangelischen Kirchentag 1965¹, der ein riesiges Echo in Kirche und Gesellschaft ausgelöst hatte. Angesichts der „sexuellen Revolution“ zu Anfang der sechziger Jahre hatte der Rat der EKD 1964 in einem Bußtagswort an die Gemeinden zum „Widerstand gegen die Verwüstung der Seelen“ aufgerufen. Demgegenüber und auf dem Hintergrund seiner Erfahrungen als junger Gemeinde- und Diakoniefarner in Preetz (1961-1964), wo er auch den Aufbau einer psychologischen Beratungsstelle für Erziehungs-, Partnerschafts- und Familienfragen vorangetrieben hatte, legte Keil unter dem Thema „Gesellschaftsstruktur und Geschlechterverhalten“ nüchtern ohne jede Polemik dar, wie sich in der Christentumsgeschichte bis heute Sitte, Verhaltensnormen und Lebensformen mit dem Wandel und der Gestaltung gesellschaftlicher Strukturen verändert haben. Er plädierte dafür, positiv zu bewerten, „wenn junge Leute ihre sexuellen Erfahrungen ohne falsche Skrupel und Hemmungen sammeln und ohne seelischen Bruch in die Ehe einbringen können“. Relativität der

Normen bedeute aber nicht Beliebigkeit. Vielmehr begrenze die Würde des anderen die eigene Freiheit.

Unser erstes Zusammentreffen war kritisch. Bei meinem Bewerbungsgespräch mit Aufsichtsrat und Gesellschafterversammlung des EZI im Januar 1981 hatte ich mein pastoralpsychologisches Konzept vorgetragen und im Blick auf die Beratungsausbildung meine psychoanalytische Orientierung hervorgehoben. Rückfragen führten zu einer insgesamt freundlichen Diskussion bis einer, der sich im Habitus von den übrigen unterschied und bislang geschwiegen hatte, die verblüffende Frage stellte, ob ich mir vorstellen könne, auch mit Laien zu arbeiten. Weil ich das für selbstverständlich hielt, bejahte ich beiläufig und nahm den alten Gesprächsfaden wieder auf. Doch Keil beharrte auf seiner Frage, wollte es genauer wissen. Offensichtlich hatte ich ihn nicht verstanden.

Das kam mir wieder in den Sinn, als ich 22 Jahre später nach einer langen Zeit produktiver, unterstützender, freundschaftlicher Zusammenarbeit anlässlich seiner Verabschiedung aus dem Aufsichtsrat seine Einleitung zum Handbuch „Familien- und Lebensberatung“ von 1975 noch einmal las. Als eine der Gefährdungen individueller Entscheidungsfreiheit nannte er damals die „Expertengläubigkeit vieler Menschen, die in einer verhängnisvollen Zirkelstruktur dem anspruchsvollen Selbstverständnis mancher Experten korrespondiert“. So einen wünschte er sich nicht als neuen Leiter des EZI. Denn er hatte als Hauptstellenleiter genug unfruchtbaren Methodenstreit unter den psychotherapeutischen

Schulen erlebt, der sich häufig am Anspruch psychoanalytischer Gründer entzündet hatte. Als Theologe, Soziologe und Sozialpädagoge plädierte er demgegenüber in der Beratungsarbeit für einen psychologischen Methodenpluralismus sowie für die Integration von Psychologie, Sozialarbeit und -pädagogik durch ein interdisziplinär kooperierendes Team. Das Ziel einer „optimalen psychohygienischen Versorgung der Gesamtbevölkerung“ erfordere zudem die Thematisierung der gesellschaftlichen Hintergründe der vorgestellten Probleme, auch Anregungen zum Handeln, sowie die Förderung von Solidarisierung durch Gruppenarbeit und schließe die Mitwirkung von Beratern bei Bürgerinitiativen nicht aus.

Dieser systemischen Erweiterung des psychotherapeutischen Beratungsansatzes entsprach in den siebziger Jahren im EZI die Entwicklung des Konzepts der Unterschichtberatung durch Martin Koschorke. Ebenso profitierte die Entwicklung der Schwangerschaftskonfliktberatung von den sexualethischen Arbeiten Keils sowie seiner beratenden Tätigkeit in kirchlichen wie politischen Gremien zum § 218. Schließlich wurde 2005 die Zusammenfassung bisher verschiedener Weiter- und Fortbildungen für Einzel-, Paar-, Erziehungs-, Kinder-Jugendlichen-, sowie Schwangeren- und Schwangerschaftskonfliktberatung in ein einziges Weiterbildungskonzept mit dem Namen „IFB – Integrierte Familienorientierte Beratung“ wesentlich gestützt durch das Gutachten „Familie und Beratung“ (1993) des wissenschaftlichen Beirats des BMFuS, das unter Federführung Siegfried Keils ent-

standen war. So hat er nicht nur wichtige Anstöße für die Ausrichtung der Arbeit des EZI gegeben, sondern auch an entscheidender Stelle für die Herstellung der familien- und kirchenpolitischen Rahmenbedingungen gesorgt.

Während meiner Amtszeit habe ich Keil in erster Linie als erfahrenen Politikberater und Repräsentanten evangelischer Familienpolitik erlebt. Doch seine an verschiedenen Stellen veröffentlichten theoretischen Arbeiten blieben im Hintergrund. Das ist schade. Die wichtigsten wurden anlässlich seines 70. Geburtstags noch einmal abgedruckt in dem Band „Protestantische Positionen – Beiträge zur Sexualethik und Familienpolitik“, Vektor-Verlag, Graftschaft 2004, dessen Lektüre auch heute noch äußerst anregend ist.

Zum Schluss eine Erinnerung an den Prediger Siegfried Keil, der in der Gremienarbeit eher im Verborgenen blieb. In einer Taufpredigt für seinen Enkel David erzählt er von der konfliktreichen Geschichte des israelitischen Königs und vergleicht sie mit der seines Namenspatrons, des germanischen Siegfrieds: „Beide sind große Helden ihrer Völker gewesen... Von dem einen wird das Böse nur in den anderen bekämpft. Er selber ist das Sinnbild für Stärke und Reinheit und erliegt am Ende doch dem bösen Hagen von Tronje. Der andere ist stark und schwach zugleich, er bekämpft das Böse in der Welt auch immer zugleich in seinem Herzen“. Dem Täufling wünscht der Großvater nicht einen „mit Blut und Tränen gepflasterten Weg“, wie David ihn zu gehen hatte, wohl aber einen

„ähnlichen Reifeprozess“. Dabei könne ihm die durch die Taufe eingeleitete „Kooperation mit Gott“ helfen, die Kooperation mit dem, „der das Herz ansieht.“

Siegfried Keils Herzlichkeit, Weitsicht und klugen Rat werden viele vermissen.

Berlin, April 2018

Anmerkung

1 S. auch S. 63 ff

Dr. Friedrich-Wilhelm Lindemann

Pastoralpsychologe (DGfP)
Supervisor (DGSv)
1981-2005 Direktor
des Evangelischen Zentralinstituts
Berlin
Oldenburgallee 61
14052 Berlin
lindemann@tricon-beratung.de

Einführung in Beratung und Supervision

■ JÜRGEN KÖRNER, BERLIN*

Der Begriff der Einführung stammt aus der deutschen Romantik. Gemeint war zunächst der Versuch, die Stimmung in der Natur, etwa die einer Landschaft oder eines Waldes zu erfassen. Erst später galt die Einführung auch dem Innenleben anderer Menschen. Es ist wichtig, die Einführung von der Affektansteckung und der Perspektivenübernahme zu unterscheiden. Die Affektansteckung ist ein Resonanzphänomen, schon Säuglinge reagieren unmittelbar auf die Stimmungslage ihrer Bezugspersonen. Mit der Perspektivenübernahme ist eine höhere kognitive Funktion gemeint, mit der wir erfassen, was ein anderer Mensch denkt, fühlt, beabsichtigt und wie er seine Situation bewertet. Die Einführung ist reflexiv (ich fühle mich ein) und ein subjektiver Entwurf. Niemals können wir sicher sein, die gefühlshafte Lage eines anderen Menschen korrekt zu erfassen, aber wir können versuchen, uns mit unserem Gegenüber zu verständigen. In der Beratung unserer Klienten versuchen wir ihre geschilderte Gefühlslage nachzuempfinden, und zwar auch dann, wenn ein Teil ihrer Gefühle aufgrund innerer Konflikte zunächst verborgen blieben. In solchen Fällen bieten Supervisionsgruppen (zum Beispiel Balint-Gruppen) die Möglichkeit, in ihren Einfällen konflikthafte und widersprüchliche Gefühlslagen der Klienten widerzuspiegeln.

1. Zu Geschichte und Inhalt des Begriffs „Einführung“

Der Begriff der Einführung stammt aus der deutschen Romantik. Er bezeichnete zunächst die Neigung der Menschen, die Stimmung in der Natur, zum Beispiel die Düsternis des Waldes oder die Stille eines Sees zu erfassen und noch nicht die Fähigkeit und Bereitschaft, sich in die Gefühle eines anderen Menschen hineinzuversetzen. Erst später richtete sich die Einführung auch auf andere Menschen, zuweilen dann auch als „Einführung“ bezeichnet.

Einführung ist ein intrapsychischer Prozess. Lange Zeit wurde sie als Nachahmung verstanden, aber heute wissen wir, dass in der Einführung der Versuch steckt, die Gefühlslage eines anderen in uns, stellvertretend für ihn abzubilden. Einführung ist reflexiv: ich fühle mich ein, und er ist intransitiv, erfordert also kein Akkusativobjekt. Man kann nämlich nicht jemanden einführen, sondern nur versuchen, in sich selbst eine gefühlshafte Vorstel-

lung über die inneren Vorgänge eines anderen Menschen zu finden.

Der amerikanische Psychologe Titchener übersetzte das deutsche Wort Einführung mit „empathy“, das ist ein Kunstwort, das die griechischen Wurzeln „em passio“ aufnimmt, also eher „mitleiden“ bedeutet. Auch das Ehepaar Strachey übersetzte den Begriff Einführung in den Texten von Sigmund Freud mit empathy. Aus dem Englischen kam der Begriff dann zurück zu uns, und es ist leider üblich geworden, auch im deutschsprachigen Raum nicht mehr von Einführung, sondern von Empathie zu sprechen. Dabei zeigt der Vergleich dieser Begriffe, dass in der Empathie das reflexive („ich fühle mich ein“) verloren gegangen ist. Glücklicherweise kam aber noch niemand auf die Idee, auch das Verb „to empathize with s.o.“ ins Deutsche zu übersetzen und eine so absurde Wendung wie „ich empathiere dich“ vorzuschlagen.

In historischer Betrachtung ist gut zu erkennen, dass sich das Einfühlungsvermögen der Menschen in Mit-

teleuropa erst gegen Ende des Mittelalters entwickelte. Zwar gab es auch zu früheren Zeiten einzelne Persönlichkeiten, deren überlieferte Schriften auf ein hohes Einfühlungsvermögen hindeuten, auch wissen wir, dass es schon im frühen Mittelalter unter den gebildeten Schichten Menschen mit einem entwickelten Einfühlungsvermögen gab, aber der einfache Mensch des hohen Mittelalters – mehr als 90% der Bevölkerung lebte als Bauern auf dem Lande (Schneider, 2006, S. 26) zeigte noch wenig Fähigkeit und Bereitschaft, sich in andere Menschen einzufühlen. Er ging aus heutiger Sicht recht herzlos mit anderen Menschen und auch seinen Kindern um.

Wie können wir uns erklären, dass sich im elften und zwölften Jahrhundert die Einfühlungsfähigkeit entwickelte? Es waren vermutlich die materiellen und sozialen Lebensumstände, welche die Entwicklung des Einfühlungsvermögens und überhaupt der modernen, reflexiven Persönlichkeit nahelegten: Es gab im hohen Mittelalter eine Warmzeit, welche höhere

landwirtschaftliche Erträge ermöglichte. Sehr wesentlich war, dass sich die Anbaumethoden stark veränderten. Die Dreifelderwirtschaft wurde erfunden, der moderne Pflug setzte sich durch, der die Erde nicht nur aufritzte, sondern die Scholle auch umwarf. Das Kummert wurde erfunden, die Zugochsen trugen also nicht mehr nur ein Band vor der Stirn, sondern sie zogen den Pflug mit einem Joch, also mit der ganzen Breite von Brust und Schultern. Diese tiefgreifenden Umwälzungen verbesserten die Ernteerträge ganz erheblich.

Die hohe Säuglingssterblichkeit nahm ab und die Bevölkerung Mitteleuropas wuchs in rasantem Tempo. Die Menschen lebten nicht mehr nur von der Hand in den Mund, sondern ihre Tätigkeiten verzweigten sich: Konnte die Bauersfrau des zehnten Jahrhunderts Schafe scheren, Wolle spinnen, Tuche weben und schneiden, so zerlegten sich diese Tätigkeiten in die Handwerksberufe. Die

Der Prozess der Differenzierung der Tätigkeiten wirkte nach innen als Individualisierung.

Menschen begannen, sich durch ihre Tätigkeiten zunehmend voneinander zu unterscheiden. Dieser Prozess der Differenzierung der Tätigkeiten wirkte nach innen als Individualisierung, förderte das Selbstbewusstsein und die Reflexivität (Mensching, 1992).

So wurde aus dem Hans des Dorfes X der Hans, der wie kein anderer weit und breit Weberschiffchen schnitzen konnte und darauf stolz sein durfte. Und weil sich die Menschen zunehmend voneinander unterschieden, mussten die Nachnamen erfunden werden. Für lange Zeit waren es vor allem die Berufe, welche die Nachnamen hergaben, und bis heute sind die fünfzehn häufigsten deutschen Nachnamen ausnahmslos Berufsbezeich-

nungen: Mueller, Becker, Schneider, Weber usw. (Duden, 2008).

Diese Veränderungen vollzogen sich in wenigen hundert Jahren, und es ist nicht leicht zu erklären, wie es in nur dreißig Generationen gelang, derart komplexe kognitive Kompetenzen hervorzubringen. Gewiss begann es damit, dass die Erwachsenen, die gelernt hatten, über sich und ihre Besonderheit nachzudenken, auch ihren Kindern Subjektivität und Persönlichkeit zuschrieben. Und wir wissen heute aus der Entwicklungspsychologie, dass Kinder ihre Fähigkeit und Bereitschaft, sich in andere einzufühlen, vor allem dann lernen, wenn diese ihnen zugeschrieben und von ihnen abgefordert werden.

Trotzdem mag es rätselhaft erscheinen, was die Menschen des ausgehenden Mittelalters bewogen haben mag, sich in andere Menschen einzufühlen. Eine mögliche Erklärung stützt sich auf die Psychoanalyse, nämlich auf die Erkenntnis, dass mit dem erwachenden Selbstbewusstsein im Laufe der Entwicklung unvermeidlich auch die Angst auftaucht, man selbst und seine Bezugspersonen könnten verloren gehen. Freud beschrieb, dass Kinder die Abwesenheit etwa der Mutter sich dadurch erträglich machen, dass sie lernen, sie sich vorzustellen, sie also vor ihr inneres Auge holen, bis sie real wiederkehrt. Die Vorstellung vom anderen ersetzt also seine reale Anwesenheit und hilft für eine kurze Zeit über die Trennung hinweg.

Man könnte daher die Hypothese wagen, dass der spätmittelalterliche Mensch, der sich seiner selbst bewusst geworden war, mehr und mehr die Getrenntheit vom anderen, dem er sich zuvor unmittelbar verbunden gefühlt hatte, schmerzlich erlebte und nun versuchte, mithilfe seines wachsenden Einfühlungsvermögens diese Trennung zu überwinden. So betrachtet wäre das Einfühlungsvermögen ein Symptom des individualisierten, einsam gewordenen Menschen.

Im Folgenden möchte ich einige begriffliche Unterscheidungen vornehmen. Zunächst ist mir wichtig, das Phänomen der Einfühlung von dem der *Gefühlsansteckung* zu unterscheiden.

Mit Gefühlsansteckung bezeichnen wir ein Resonanzphänomen, mit dem wir die Gefühlslage eines anwesenden Menschen oder einer Gruppe intuitiv erfassen. Man könnte sich in einem

Gefühlsansteckung als Resonanzphänomen

bildhaften Vergleich vorstellen, dass ein Cello neben einem Klavier steht und im gleichen Ton mitschwingt, wenn das Klavier angeschlagen wird. Die Gefühlsansteckung ist uns angeboren, und Säuglinge sind darin besonders gut, den Erwachsenen sogar zweifellos überlegen.

Gefühlsansteckung tritt auch unter sozial lebenden Tieren auf, man spricht in der Ethologie dann von „Stimmungsübertragung“. Beispiele wären ein auffliegender Vogelschwarm oder ein Rudel Wölfe, das sich untereinander in Jagdstimmung bringt. Stimmungsübertragung synchronisiert das Verhalten sozial lebender Tiere. Aber sie bleibt rein artspezifisch, deswegen lässt sich eine Katze von den Angstschreien einer Maus nicht anstecken. Allerdings können Tiere lernen, die Signale anderer Tierarten für sich auszuwerten. Ein Reh zum Beispiel lernt, den Warnruf des Eichelhäfers zu beachten und zu nutzen.

Analoges gilt auch für die Mensch-Tier-Beziehung. Auch Menschen können sich nicht auf natürliche Weise von den Affekten eines Tieres anstecken lassen, aber sie können leicht lernen, die Affektausdrücke ihrer Tiere auszuwerten. Wenn wir zum Beispiel wissen, dass wir von einem Pferd, das die Ohren anlegt, besser etwas Abstand halten, dann haben wir das erst lernen müssen. Zwar sind die meisten Menschen davon überzeugt, dass sie die Affekte ihrer Tiere unmittelbar einfühlen können. Aber das ist ein Irrtum, der in der Regel unaufgedeckt bleibt, denn es ist nicht möglich, sich mit einem Tier darüber zu verständigen, ob wir seine Affekte richtig erfasst haben.

Schließlich: Ähnlich wie man bei einem Cello das Mitschwingen verhindert, indem man die Hand auf den Resonanzboden legt, können wir auch unsere Neigung, uns von den Affekten anderer anstecken zu lassen, dämpfen. Wenn uns zum Beispiel angesichts trauernder Menschen immer schon unbehaglich wurde, haben wir vielleicht gelernt, traurige Gefühle in uns abzuwehren und unsere affektive Resonanz auf dieser „Frequenz“ zu unterdrücken.

Die zweite notwendige Klärung gilt dem Begriff der *Perspektivenübernahme*. Hierbei handelt es sich um eine höhere kognitive Kompetenz, mit der wir erfassen, was ein anderer denkt, fühlt, beabsichtigt und wie er seine Situation bewertet. Er muss dazu nicht anwesend sein, darin liegt ein Unterschied zur Affektansteckung. Der zweite, sehr wesentliche Unterschied liegt darin, dass wir uns eine Gefühlslage eines anderen vor Augen führen können, obgleich sie mit unserer eigenen nicht übereinstimmt. Wenn wir zum Beispiel hören, dass unser Freund seinen Hund verloren hat, so stellen wir uns seine traurigen Gefühle vor, auch dann, wenn wir diesen Hund gar nicht mochten und eigentlich froh sind, ihm nicht mehr begegnen zu müssen.

Der Begriff der Perspektivenübernahme bezog sich in der Wissenschaftsgeschichte zunächst nur auf Wahrnehmungsphänomene. In einem klassischen Experiment von Jean Piaget (2003) sitzt ein vielleicht vierjähriges Kind vor einer Landschaftsplastik mit drei Bergen: im Vordergrund ein kleiner Berg, rechts dahinter ein großer und links dahinter ein nur mittelgroßer Berg. Nun wird das Kind gefragt, was ein anderes Kind sieht, das seitlich von rechts auf diese Landschaft schaut. Ein Kind, das schon die Perspektivenübernahme beherrscht, wird zum Beispiel sinngemäß sagen: „Das Kind rechts sieht den mittelgroßen Berg hinten links nicht, weil für ihn der große Berg vorn rechts im Vordergrund steht.“

Heute bezieht sich der Begriff der Perspektivenübernahme nicht nur auf Wahrnehmungsphänomene, sondern auch auf die Fähigkeit, sich die Ab-

sichten und Motive anderer Menschen vorzustellen. Wir sprechen dann von einer „theory of mind“ (Fonagy et al., 2004) oder in einer etwas anderen Begrifflichkeit von „Mentalisierung“ (Taubner, 2015). Diese sozialkognitiven Fähigkeiten sind eine Voraussetzung für sozialbezogenes Handeln

Perspektivübernahme als die Fähigkeit, sich Absichten und Motive anderer Menschen vorzustellen

überhaupt. Sie entwickeln sich im Laufe der Kindheit etwa bis zum 14., 15. Lebensjahr, sofern die soziale Umwelt das Kind ermutigt und darin fördert, die Perspektive der anderen zu übernehmen.

Allerdings: die Fähigkeit zur Mentalisierung ermöglicht uns nicht nur sozialbezogenes Handeln, sondern auch, andere Menschen zu täuschen, für unsere Zwecke zu verwenden und zu manipulieren. Das darf man nicht vergessen, denn bei allem Stolz über diese modernen Fähigkeiten müssen wir uns doch auch eingestehen, dass wir in der Geschichte der letzten Jahrhunderte unsere sozialkognitiven Kompetenzen häufig genug benutzt haben, andere Menschengruppen zu missbrauchen und auszubeuten. Ein krasses Beispiel gibt Todorow (1985), der eine Erklärung gefunden hat, wieso die wenigen Spanier gegenüber den der Zahl nach weit überlegenen Azteken in Mexiko so erfolgreich waren. Er vermutete, dass die Ureinwohner Südamerikas in der Entwicklung ihrer Perspektivenübernahme noch nicht so entwickelt waren, um zu durchschauen, dass zum Beispiel eine Einladung zu einem Festmahl nur eine Falle sein könnte, um die in Festkleidung erschienenen Häuptlinge gefangen zu nehmen.

Zurück zum Einfühlungsvermögen: Diese hohe sozialkognitive Kompetenz setzt zweifellos die Fähigkeit zur Per-

spektivenübernahme voraus, mit der auch die situativ wirksame Gefühlsansteckung überformt werden kann. Inwieweit auch Primaten dazu fähig sein könnten, ist umstritten. Immerhin haben Premack und Woodruff (1978), von denen das Konzept der theory of mind stammt, in beeindruckenden Experimenten gezeigt, dass zumindest hochtrainierte Schimpansen in der Lage sind, die Motive anderer zu erfassen und in ihrem Verhalten zu berücksichtigen. Die Schimpansen hatten gelernt, ihre Pfleger herbeizurufen, um sich eine Kiste öffnen zu lassen, in der Bananen versteckt waren. Nun gab es aber auch einen „bösen“ Pfleger, der die Anweisung befolgte, die Kiste, auf die die Schimpansen gedeutet hatten, zwar zu öffnen, dann aber die Bananen zum Entsetzen der Schimpansen selber zu essen. Die Affen lernten das schnell und zeigten in der Folge diesem „bösen“ Pfleger eine falsche Kiste, in der sich keine Banane befand.

Trotz dieser überzeugenden experimentellen Befunde scheint es sicher zu sein, dass das Einfühlungsvermögen nur bei Menschen und einigen wenigen, hochtrainierten Primaten nachweisbar ist. Allerdings kann seine Entwicklung gestört sein, und wir kennen Krankheitsbilder wie zum Beispiel das Asperger Syndrom, dessen hervorstechendes Merkmal es ist, dass die so erkrankten Menschen sich nicht in die Innenwelt eines anderen hineinversetzen können.

Die Diagnostik von Einfühlungsstörungen ist nicht ganz einfach. Fragebogenerhebungen haben sich wenig bewährt, denn ihre Items wie „wenn es meinem Freund schlecht geht, möchte ich wissen, wie es ihm geht“ leiden unter der Tendenz zu sozial erwünschten Antworten. Wirklich bewährt hat sich ein filmisches Diagnoseverfahren, das „movie for assessment of social cognition“ (MASC, Dziobek u.a., 2006), bei dem die Probanden einen Film mit Beziehungsszenen betrachten und immer wieder aufgefordert werden, Vermutungen anzustellen, was in den Protagonisten vor sich geht, etwa: „Was fühlt Herr X gerade“ oder „warum fragt Frau Y das?“

2. Einfühlung und Verständigung

Bevor wir uns nun der Einfühlung in Beratungsprozessen zuwenden, möchte ich daran erinnern, dass jeder Einfühlung ein subjektiver Entwurf zugrunde liegt. Niemals wissen wir wirklich, ob wir in unserer Einfühlung die emotionale Lage eines anderen angemessen erfasst haben. Die Wahrscheinlichkeit ist nicht gering, dass wir uns irren und dass wir zu sehr

Jede Einfühlung ein subjektiver Entwurf

.....

unseren eigenen Entwürfen folgen und unserem Gegenüber nicht wirklich gerecht werden. Was können wir tun? Es liegt auf der Hand: wir müssen uns verständigen. Wir müssen unsere wechselseitigen Entwürfe im Dialog zur Verfügung stellen und abgleichen. Darin liegt die einzige Chance der Vergewisserung – aber nie werden wir ganz sicher sein können, dass wir uns „richtig“ eingefühlt haben.

Nun zur Einfühlung in den Prozessen der Beratung und der Supervision. In unseren Beratungsgesprächen stehen wir in häufigen (und einfachen) Fällen vor der Aufgabe, uns in die Ratsuchenden vor uns auf eine konkordante Weise einzufühlen. Denken wir an eine junge Mutter, die sich angesichts der Schwierigkeiten mit ihrem kleinen Kind überfordert fühlt und sich in ihrer Ratlosigkeit an uns wendet. Noch bevor wir mit ihr darüber sprechen, wie sie ihre Beziehungskompetenz zurückgewinnen kann, werden wir uns zunächst doch einfühlen in ihre Ratlosigkeit.

In einigen Fällen haben wir vielleicht Mühe, die Gefühlslage unserer Klienten nachzuempfinden. Zum Beispiel scheint uns die Verzweiflung der allein lebenden alten Frau über den Tod ihres Kanarienvogels etwas übertrieben zu sein, in einem Alltagsgespräch würden wir vermutlich

sehr rasch den Vorschlag machen, sich doch nach einem neuen Vogel umzusehen. Die konkordante Einfühlung besteht aber gerade darin, das Gefühl des anderen, des Ratsuchenden in uns nachzuerleben. Das ist nicht nur dann schwierig, wenn uns die wahrgenommenen Affekte übertrieben erscheinen. Auch der gegenteilige Fall kann uns Mühe machen: Klienten erzählen von kaum erträglichen Situationen zum Beispiel nach einem erlittenen Trauma. Oder die Mitarbeiter einer Krankenhausabteilung, die an Muskelschwund erkrankte Kinder betreut, lassen den Berater spüren, wie es sich anfühlt, immer wieder Kinder sterben zu sehen und nichts tun zu können.

Viel häufiger sind allerdings jene Fälle, in denen sich Ratsuchende mit widersprüchlichen Gefühlen an uns wenden: die junge Frau, die ungewollt schwanger wurde und sich nicht entscheiden kann, ob sie das Kind austragen möchte oder nicht. Oder die Frau, die seit vielen Jahren mit einem Alkoholiker verheiratet ist und wissen möchte, „ob ich mich trennen soll oder nicht“. In der Regel erwarten die Ratsuchenden, dass sie im Beratungsprozess zu einer klaren, eindeutigen Entscheidung kommen. Dann ist es wichtig, dass sich der Berater mit diesem Wunsch nicht identifiziert, sondern im Gespräch erläutert, dass es durchaus angemessen sein kann, in einer so schwierigen Frage zwei unterschiedliche Auffassungen zu verfolgen.

Wenn sich der Berater aber verführen lässt, sich auf eine Seite der Zwiespältigkeit zu schlagen, entwickeln sich häufig Dialoge wie der folgende:

Ratsuchende: „Mein Mann schlägt mich.“

Berater: „Dann sollten Sie sich vielleicht von ihm trennen.“

Ratsuchende: „Aber wenn er nüchtern ist, ist er der liebste Mensch von der Welt.“

Berater: „Mir scheint, dass Sie doch bei ihm bleiben wollen.“

Ratsuchende: „Aber ich habe Ihnen doch eben gesagt, dass er mich so oft schlägt.“

Noch schwieriger wird die Aufgabe für den Berater, sich in einen Klienten einzufühlen, wenn dessen Ambivalenz ihm selbst verborgen ist. Ich denke an eine Klientin, die sich in der Beratung wünschte, an ihrem Arbeitsplatz, einem Kinderheim, gegenüber ihren Vorgesetzten selbstbewusster auftreten zu können, um nicht immer für die ungünstigen Dienste an den Wochenenden oder zu Weihnachten eingeteilt zu werden. Diese Erzieherin musste im Laufe des Beratungsprozesses lernen, dass sie in ihrem Leben immer schon angeboten hatte, sich für andere aufzuopfern. Sie war in der Familie ein Nachzügler, ein „Unfall“ gewesen und hatte deswegen schon sehr früh die Rolle übernommen, für sich selbst keine Ansprüche zu stellen, sich im Leben nicht „breit zu machen“ und ganz folgerichtig auch einen sozialen Beruf erlernte. Als sie sich im Zuge des Beratungsprozesses der Frage näherte, wie sie an ihrem Arbeitsplatz ihre Interessen besser vertreten könnte, geriet sie in große Angst und entwickelte die Besorgnis, die Zuneigung ihrer Kolleginnen und Vorgesetzten ganz zu verlieren, so, als könnte sie jederzeit „abgetrieben“ werden. Ihr innerer Konflikt zwischen dem „ich möchte meine Interessen vertreten“ und dem „ich habe große Angst, von allen abgelehnt zu werden“ war ihr zunächst nicht bewusst gewesen. Ihr schien es, als ginge es ihr nur darum, endlich mit den richtigen Worten ihre Interessen erfolgreicher zu vertreten.

3. Einfühlung in einer intersubjektiven Perspektive

Bisher haben wir die Einfühlung wie eine Einbahnstraße betrachtet: Der Klient zeigt sich mit seinen Gefühlen und Gedanken, und der Berater versucht, die innere Befindlichkeit in sich selbst abzubilden und zu erfassen. Diese Betrachtungsweise war nicht falsch, aber unvollständig: Sie unterschlägt, dass sich der Ratsuchende in aller Regel an den Berater wendet und ihm unaus-

gesprochenen Fragen stellt. Im zuletzt erwähnten Beispiel könnte die offen geäußerte Frage so gelautet haben: „Wie kann ich mich bei meinen Vorgesetzten besser mit meinen Interessen durchsetzen?“ Dass unterhalb dieser Fragestellung eine zweite, viel wesentlichere Frage verborgen war (nämlich: „Muss ich befürchten, verstoßen zu werden, wenn ich meine Interessen anmelde?“), wurde dann mithilfe des Beraters sichtbar. Seine Aufgabe war es, diese verborgene Frage zu finden.

Immer dann, wenn dem Anliegen des Ratsuchenden ein innerer, teilweise unbewusster Konflikt zugrunde liegt, ist es die Aufgabe des Beraters, dieses Konfliktfeld zu erfassen und dem Ratsuchenden vor Augen zu führen. Einfühlung ist dann, so betrachtet,

Einfühlung der Versuch, die „Frage“ des Klienten zu vervollständigen

weit mehr als das Erfassen der Gefühle des Klienten, sondern der Versuch, die „Frage“ des Klienten zu vervollständigen (zu dekonstruieren). Hierzu benötigt der Berater nicht nur sein Einfühlungsvermögen, sondern auch ein spezifisches Erklärungs- und Veränderungswissen. Außerdem helfen ihm hierbei Erfahrung und Intuition.

Diese intersubjektive Betrachtungsweise der Einfühlung im Rahmen einer Zwei-Personen-Psychologie ist schon seit längerem in der analytischen Psychotherapie verbreitet (Körner, 1984), am ehesten zu erkennen im Wandel der Begriffe von der Übertragung und Gegenübertragung. Im älteren Konzept einer Ein-Personen-Psychologie galt die Übertragung als eine Fehlwahrnehmung, als eine „falsche Verknüpfung“ (Freud). Der Patient wechselte seinen Analytiker gleichsam mit einer Person aus seiner eigenen Vergangenheit und betrachtete ihn so, als handele es sich wieder um einen entwertenden Vater oder eine nicht greifbare Mutter. Der Therapeut ließ

diesen Irrtum geschehen, klärte seinen Patienten aber darüber auf und forderte ihn auf, seine „Fehlwahrnehmung“ zu korrigieren. Ziel war es, dass die Übertragung Ende des analytischen Prozesses „zerfließe“ (Freud).

Moderne, intersubjektive Konzepte betrachten die Übertragung nicht nur als falsche Anschauung, sondern auch als einen Versuch, den anderen für sich zu verwenden. Das ist ein ganz

Übertragung als ein Versuch, den anderen für sich zu verwenden

alltäglicher Vorgang, er ereignet sich nicht nur im Rahmen der analytischen Psychotherapie. Zum Beispiel kann sich ein junger Mann vor seinen Freunden demonstrativ selbst herabsetzen, etwa behaupten, dass ihm nichts im Leben gelinge, und dabei hoffen, dass die Freunde ihm heftig widersprechen. Dieses „fishing for compliments“ ist ein Versuch, die anderen für sich zu verwenden: der junge Mann lebt vielleicht in einem inneren Konflikt zwischen dem „Ich bin ganz großartig“ und dem gegenteiligen „Ich bin ein Nichts“, und er versucht, die eine Seite dieses spannungsreichen Konfliktes den Freunden zuzuschieben, um von dort zu hören, was er sich selbst nicht ohne inneren Widerspruch sagen kann.

In der intersubjektiven Betrachtung erkennen wir, dass auch der Ratsuchende seinen Berater für sich verwendet: Zum Beispiel könnte eine Ratsuchende ihren Berater um eine Bestätigung bitten, dass ihre Eifersucht gerechtfertigt ist. Vielleicht entzieht sich der Berater aber dieser Verwendung und konfrontiert die Ratsuchende nach und nach mit der Vermutung, dass sie immer schon überzeugt sei, dass niemand bei ihr bleiben könne. Der Berater findet eine solche Haltung, indem er mit seiner Einfühlung weit über das Erfassen der inneren Situation seines Klienten hinausgeht. Im Beispiel der eifersüch-

tigen Frau könnte er sich beim Zuhören genervt fühlen von den sich wiederholenden misstrauischen Fragen, und er könnte sich vielleicht vorstellen, wie ein Partner dieser Klientin irgendwann aufgibt und sich tatsächlich abwendet. Diese Vorstellung verwendet er, um sich den Sinn der vielen misstrauischen Fragen dieser Frau vor Augen zu führen: nämlich die unbewusste Erwartung, dass jeder sie am Ende verlassen wird.

In der analytischen Psychotherapie sprechen wir davon, dass der Analytiker sich von seinen Patienten verwenden lassen muss, aber bemüht ist, diese Verwendung zu begrenzen. Das gilt analog für einen psychodynamisch orientierten Berater, etwa im Falle der eifersüchtigen Klientin: der Berater lässt die anhaltenden Vorwürfe gegen den abwesenden Partner der Klientin auf sich wirken. Wäre er kein professioneller Berater, sondern ein wohlmeinender Nachbar, so würde er sie vielleicht für ihre Vorwürfe kritisieren und, identifiziert mit dem Partner der Klientin, schließlich ausrufen: „Bei so vielen Vorwürfen hält man es ja auch nicht aus bei dir.“ In diesem Falle könnte man davon sprechen, dass die Verwendung gelungen ist, wie so oft im Alltag. In der professionellen Beratungsbeziehung aber lässt sich der Berater zunächst verwenden, und dann

sich von seinen Patienten verwenden zu lassen, aber sich bemühen, diese Verwendung zu begrenzen

spürt er auch, wie genervt der Partner dieser Klientin sein mag, aber er begrenzt diese Rollenübernahme und verbietet sich, so zu reagieren, wie ihm dies im Alltag nahe läge. Nur so findet er die Frage, die hinter der Inszenierung seiner Klientin steckt, nämlich: „wieso bin ich überzeugt, dass ich am Ende verlassen werde?“

Der analytische Psychotherapeut und der psychodynamische Berater

übernehmen also bis zu einem gewissen Ausmaß die ihnen angebotene Rolle, widersprechen ihr nicht gleich, und suchen nach dem Sinn dieser Rollenzuschreibungen. Indem sie sich versagen, spontan so zu reagieren, wie dies im Alltag üblich wäre, bringen Sie eine Vorleistung; das ist oft genug eine Voraussetzung dafür, dass der Patient oder der Klient in der Beratung wesentliche, und vor allem ändernde Beziehungserfahrungen machen kann.

Die hier skizzierte intersubjektive Auffassung von der Einfühlung im Beratungsprozess (analog der modernen Auffassung von der Übertragung und Gegenübertragung) korrespondiert mit dem eingangs skizzierten reflexiven und intransitiven Begriff von der Einfühlung. Denn schon mit der Aufforderung, dass ich mich einfühlen muss, verlasse ich die Rolle des reinen Beobachters, der nur registriert, was und wie der Klient erlebt, und betrete als Mitspieler die gemeinsame Bühne.

4. Einfühlung in der Supervision

In Supervisionen arbeiten wir über sozialberufliche Beziehungen, über die der Supervisand uns berichtet. Dieser erwartet von der Supervision eine Verbesserung seiner beruflichen Kompetenz – entweder verpflichtend im Rahmen seiner medizinischen, pädagogischen oder therapeutischen Aus- bzw. Weiterbildung, oder aber auf eigenen Wunsch, um Beziehungsprobleme mit Patienten, Klienten oder mit einem Team durchzuarbeiten. Handelt es sich bei der Supervision um einen vorgeschriebenen Bestandteil einer Aus- oder Weiterbildung, so kommt dem Supervisor in aller Regel die Aufgabe zu, seinen Supervisanden nicht nur in seinen Kompetenzen zu fördern, sondern wiederholt auch fachlich zu beurteilen. Diese Doppelrolle von Förderung und Kontrolle verkompliziert den Supervisionsprozess und manche Ausbildungseinrichtungen verpflichten ihre Supervisorin zu einem „non reporting system“, so dass ihre Ausbil-

dungsteilnehmer sich bei ihrem Supervisor unbefangen zeigen können.

Aber auch dann, wenn der Supervisor frei bleibt von einer Verpflichtung, seinen Supervisanden fachlich zu beurteilen, verfolgt er doch – vielleicht unausgesprochen – das Ziel, dessen sozialberufliche Kompetenz zu fördern. Ausgangspunkt eines Supervisionsprozesses – ähnlich dem einer Beratung – ist es, dass der Supervisand einen Fall vorträgt, der ihm unverstänlich geblieben ist und mit dem er sich vielleicht überfordert fühlt. Nicht anders als ein Ratsuchender zu seinem Berater wendet sich der Supervisand mit einer „Frage“ an seinen Supervisor, die dann selbst zum Gegenstand der gemeinsamen Betrachtung werden kann.

Ein Beispiel:

Eine Psychotherapeutin berichtete in ihrer Supervisionsgruppe, wie sie sich gemeinsam mit einer Patientin „wie in einer Sackgasse“ fühlte. Sie erzählte, dass sie sich sehr viel Mühe gebe, ihrer Patientin gerecht zu werden, diese aber fühle sich immer wieder unverstanden und zugleich voller Erwartung, endlich die wegweisenden Ratschläge zu hören, die ihre Probleme lösen würden. So sehr sich ihre Therapeutin auch Mühe gab, Kollegen um Rat fragte und Fachliteratur hinzuzog, schien der therapeutische Prozess doch auf der Stelle zu treten.

Die Gruppe war zunächst beeindruckt, wie sehr sich die Therapeutin anstrenge. Aber einige in der Gruppe ärgerten sich auch, fanden die (abwesende) Patientin sehr anspruchsvoll und sogar etwas sadistisch, wenn sie wieder einmal mit heimlichem Vergnügen die Bemühungen ihrer Therapeutin zu nichte machte („hat leider auch nicht geholfen“). Wieso, fragte ein Gruppenmitglied, fühlte sich die Therapeutin gar nicht entwertet und setzte sich nicht zur Wehr? Andere widersprachen: Es sei doch die Pflicht der Therapeutin, alles zu versuchen, um der Patientin zu helfen. Und aus deren Sicht sei der therapeutische Prozess nun einmal nicht recht vorangekommen.

Glücklicherweise versuchte die Gruppe gar nicht erst zu entscheiden, welche der beiden Haltungen „richtig“ sein könnte: Diejenige, die die Therapeutin bewunderte für ihren intensiven Einsatz, oder diejenige, die sich ärgerte über die entwertende Patientin. Vielmehr bemühte sich die Gruppe, diese beiden Positionen als zwei Seiten eines inneren (und äußeren) Konfliktes zu verstehen. Tatsächlich trug nämlich auch die Therapeutin diese beiden Seiten in sich: Einerseits wollte sie unbedingt eine „gute“ Therapeutin sein, andererseits fürchtete sie sich sehr davor, in eine hilflose Lage zu geraten. Ganz offenbar hatte sie sich mit den Entwertungen ihrer Patientin identifiziert und sie deswegen nicht konfrontieren können.

5. Widerspiegelungen in Supervisionsgruppen

Die Analyse solcher, teils unbewusster Beziehungskonflikte – wie in dem eben geschilderten Fall – gelingt in Gruppensupervisionen und insbesondere in Balint-Gruppen besonders gut. Die Gruppenteilnehmer

Im Gruppenprozess entstehen Kontroversen als Widerspiegelung der Konflikte in der Supervisionsbeziehung

identifizieren sich nämlich mit den unterschiedlichen Aspekten der vorgestellten konflikthaften Beziehung und stellen sie in ihren freien Einfällen dar. Nicht selten entstehen dann im Gruppenprozess Kontroversen, welche als Widerspiegelungen der Konflikte in der Supervisionsbeziehung verstanden werden können.

Dazu ein Beispiel:

Eine Teilnehmerin berichtete in ihrer Balint-Gruppe von einer Klientin, die offenbar ein schweres Schicksal zu tragen hatte. Ihr Mann war lebensbedrohlich erkrankt und pflegebedürftig. Sie hatte viele Jahre in einem Hospiz gearbeitet und sterbende Patienten begleitet. Sie denke darüber nach, die Stelle zu wechseln, und plane, sich in einer Einrichtung zur Betreuung krebskranker Kinder zu bewerben. Sie arbeite immer sehr viel, bis zur Grenze der Überforderung, andererseits: „Keiner dankt es mir“. Ihre einzige Freude in ihrem Leben sei eine kleine Katze, die ihr zugelaufen war und mit der sie immer spazieren gehe. Allerdings gehe die Katze immer nur ein paar Meter, danach müsse sie getragen werden, „was ich aber auch gerne mache“.

Die Gruppe reagierte zunächst betroffen. Einige äußerten ihr Mitleid und sprachen über ihren Impuls, diese bedauernswerte Frau, die es so schwer habe, trösten zu wollen. Andere widersprachen und reagierten ärgerlich: Wieso sich die Klientin immer so belastende Aufgaben stelle. Es zwingt sie doch keiner, nach ihrer Arbeit im Hospiz sich nun der Betreuung krebskranker Kinder widmen zu müssen. Dieser Teil der Gruppe weigerte sich, sich mit dem Leiden der Klientin zu identifizieren und fühle sich eher erpresst.

Eine Gruppenteilnehmerin griff die kleine Geschichte von der Katze auf, die gern mit der Klientin spazieren ging, dann aber immer getragen werden wollte. Ob die Klientin mit dieser Geschichte nicht von sich selbst erzähle? Dass sie sich in der Welt, in der ihr keiner ihre Aufopferung dankt, auch einmal getragen fühlen wollte, wenigstens in der Supervision? Darauf verständigte sich dann die Gruppe: Dass die Klientin sich einerseits selbst überlastete, andererseits bitter enttäuscht ist, weil sie sich so vergeblich danach sehnte, endlich für ihre Mühe anerkannt zu werden. Sie konnte diesen inneren Konflikt in ihrer Supervision selbst nicht zur Sprache bringen, sondern sie inszenierte ihn zwischen sich und ihrer

Supervisorin. Diese reichte den inneren Konflikt ihrer Klientin gleichsam an die Gruppe weiter, indem sie zwar nur die eine Seite des Konfliktes („die überlastete Klientin“) zur Sprache brachte, aber in der Art ihrer Darstellung die zunächst verborgene Seite („Ich bin so enttäuscht, denn ich möchte in meinen übermenschlichen Bemühungen endlich anerkannt werden“) in einem Teil der Gruppenmitglieder wachrief.

Wie lassen sich diese Widerspiegelungen erklären? Ich erinnere an das intersubjektive Konzept von der Übertragung und der Einfühlung. Danach steckt in unserer Einfühlung immer schon auch die Antwort auf das Beziehungsangebot unseres Gegenübers. Je mehr dieser uns verwendet, um einen inneren Konflikt unbewusst zur Sprache zu bringen, desto intensiver fällt unsere innere Antwort aus, die wir als Einfühlung in unser Gegenüber wahrnehmen. Die Klientin im zuletzt beschriebenen Beispiel hatte sich ihrer Supervisorin als bedauernswerte Frau dargestellt, die so belastende Aufgaben zu bewältigen hat, aber ihre Enttäuschung und ihr tiefer Wunsch, selbst getragen zu werden, erschienen nur verschlüsselt in ihrer Geschichte von der kleinen Katze, die nach wenigen Metern nicht mehr kann und getragen werden muss. In der Weise, wie sie sich ihrer Supervisorin als bemitleidenswert darstellte, verwendet sie sie, verwandelte gleichsam ihr Selbstmitleid in Fremdmitleid ihrer Supervisorin.

Es blieb unklar, ob schon die Supervisorin die Doppelbödigkeit der Übertragung ihrer Klientin durchschaute, wie weit sie sich schon verwendet fühlte, ihr Bericht ließ das nicht erkennen. Aber in den Versuchen der Gruppenmitglieder, sich in die abwesende Klientin einzufühlen, spiegelte sich der innere Konflikt der Klientin. Das ist das Phänomen der „Widerspiegelung“, das in psychodynamisch orientierten Supervisionsgruppen und insbesondere in „Balint-Gruppen“ sehr sensibel beachtet und für das Verständnis der geschilderten Beziehung ausgewertet wird. <

Anmerkung

* Vortrag, gehalten auf der Mentor_innenkonferenz der EKFuL am 26.10.2017 im Evangelischen Zentralinstitut, Berlin

Literatur

- Duden (2008). Lexikon der Familiennamen. Herkunft und Bedeutung von 20.000 Nachnamen. Mannheim: Dudenverlag.
- Dziobek, I./Fleck, S./Kalbe, E./Rogers, K./Hassenstab, J./Brand, M./Kessler, J./Woike/J., Wolf, O. T./Convit, A. (2006). Introducing MASC: A Movie for the Assessment of Social Cognition. *Journal of Autism and Developmental Disorders*, 36 (5), 623-636.
- Fonagy, P./Gergely, G./Jurist, E. E./Target, M. (2004). Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Körner J. (1984). Das Übertragungs- und Gegenübertragungskonzept und seine Bedeutung für die Supervision sozialberuflich Tätiger. *Supervision* 11, 61-72.
- Körner J. (2002) Psychoanalytische Supervision. In: Behnsen, Bell/Best/Gerlach/Schirmer/Schmid (Hrsg.). *Management Handbuch für die psychotherapeutische Praxis*, 12. Erg.-Liefg., S. 1-16
- Mensching, G. (1992). Das Allgemeine und das Besondere. Der Ursprung des modernen Denkens im Mittelalter. Stuttgart: Metzler.
- Möller, H (2012). Was ist gute Supervision? Kassel University Press.
- Piaget, J. (2003). Das Weltbild des Kindes (7. Aufl.). Stuttgart: dtv/Klett-Cotta.
- Premack, D. /Woodruff, G. (1978). Does the chimpanzee have a theory of mind? *The behavioral and brain sciences*, 4, 515-526.
- Schneider, R. (2006). Alltag im Mittelalter. München: Bassermann.
- Taubner, S. (2015) Konzept Mentalisieren: Eine Einführung in Forschung und Praxis. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Todorov, T. (1985). Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Dr. Jürgen Körner

Diplompsychologe, Psychoanalytiker (DPG,IPA), Professor em. für Sozialpädagogik an der Freien Universität
Gründungsleiter der Internationalen Psychoanalytischen Universität
Schwerpunkte: Methoden der psychodynamischen Psychotherapie und Beratung, jugendliche Delinquenz
Mensch-Tier-Beziehung
Cimbernstraße 28
14129 Berlin
koerner.mail@web.de

Einfühlung – Empathie – Emotion

Zu den Arbeiten von St. Bolognini und P. Bertrando

■ INGEBORG ROESSLER, BREMEN & THOMAS BEELITZ, BERLIN

1. Ingeborg Roessler Stefano Bolognini: Die psychoanalytische Einfühlung¹

Empathie kann als ein Königsweg therapeutischer Arbeit gelten. Die Bereitschaft zur Einfühlung in die affektive Mentalität eines anderen, die Fähigkeit, mitdenken, mitfühlen und miterleben zu können, ist therapeutische Basiskompetenz. Für psychodynamische Verfahren gilt die Fähigkeit zur Einfühlung als Bedingung, sine qua non. Wenn im therapeutischen Kontakt oder im supervisorischen Prozess unverständliche Zerrbilder entstehen, schließen wir auf Störungen der Empathie. Wer die Qualifikation von Ausbildungskandidat_innen zu bewerten hat, orientiert sich vor allem an deren Bereitschaft sich auf andere einzulassen, sich berühren zu lassen, in Kontakt zu treten, ihnen und sich selbst nahezukommen. Um die einfühlsame Annäherung kreisen viele Stunden der Lehrsupervision.

Stefano Bolognini beschreibt selbstkritisch in einem früheren Aufsatz, wie er als junger Analytiker bei sich eine ganz besondere und angeborene ‚empathische Kompetenz‘, wahrzunehmen meinte und davon ausging, dass er sich insgeheim darauf verlassen könnte, dass ihm die innere Einstellung auf seine Patienten geradezu brilliant gelingen würde (Bolognini 2007, 866), - eine hochidealisierte Illusion, die er, wie er bald entdeckte, mit vielen seiner jungen Kollegen teilte. Der Idealisierung folgte die Skepsis, dass Einfühlung eigentlich gar kein „psy-

choanalytischer“ Begriff sei. Bolognini versucht dessen oberflächliche vage Bedeutung, der die Aura des Vereinfachenden und Wohlwollenden anhaftet, zu entmystifizieren. Er analysiert die Entwicklung des Begriffs in seiner Bedeutungsvielfalt und methodischen Handhabung, wohl wissend, dass eine Definition bis heute zu keinem endgültigen Abschluss gelangt ist (Bolognini 2012, 34).

Wie es in der Reihe „Bibliothek der Psychoanalyse“ üblich ist, eröffnet er den vorliegenden Band mit einem ausführlichen Rückblick auf die konzeptionelle Begriffsgeschichte der „psychoanalytischen Einfühlung“. Anhand der Arbeiten analytischer Theoretiker zeigt er, wie der Begriff in den verschiedenen Phasen der Konzeptentwicklung explizit oder indirekt aufgegriffen und thematisiert wurde. Während Freud den Begriff zögerlich verwandte, Wert auf die „notwendige Kühle bei der Berufsausübung“ legte und es für wichtig hielt, „unzugänglich“ zu bleiben, thematisieren seine Nachfolger, die „Pioniere“, zu denen er Helene Deutsch, Sandor Ferenczi und Robert Flies zählt, Konzepte, die sich mit der inneren Haltung der Analytiker beschäftigen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird die Erforschung der inter- und intrapersonellen Vorgänge von Vertretern der nordamerikanischen Psychoanalyse wie Christine Olden, Ralf Greenson und Roy Schafer vorangetrieben. Heinz Kohut beschreibt die empathische Funktion als Nährboden des Selbst und der Selbstobjekte und als unerlässliches Movens für den analytischen Prozess. Die seit den siebziger Jahren in England sich etablie-

rende *Kleinianische Schule* hat den Begriff zwar explizit kaum benutzt. Die Konzeption der intro- und projektiven Identifizierung bei H. Rosenfeld oder die der „reverie“ bei W.R. Bion stehen jedoch in engem Zusammenhang zum Thema. Schließlich bezieht sich Bolognini auf seinen früh verstorbenen italienischen Kollegen Savo Spazal, dessen Gegenüberstellung von konkordanter und komplementärer Identifizierung er für die eigene Theorie aufgreift.

Im zweiten Teil dieses Buches entwickelt Bolognini seine persönlichen klinischen Überlegungen. Er entfaltet sein Verständnismodell anhand lebendig und plastisch erzählter Fallvignetten. Nach seiner Auffassung gelingt psychoanalytische Einfühlung gerade nicht auf dem Boden konkordanter Resonanz. Sie beschreibt vielmehr einen Zustand bewussten und vorbewussten Kontakts, den Getrenntheit, Komplexität und Artikuliertheit auszeichnen. In der Gegenübertragung erschließen vor allem die befremdlichen Momente die ichdystonen Besonderheiten im Beziehungsgeschehen.

„Das Abwehr-Ich des Patienten, Hüter des Unbewussten und ‚Kidnapper‘ des Selbst ist der wahre, tiefe Gesprächspartner des Analytikers“ (77).

Man kann nicht einfach entscheiden, einfühlsam zu sein; droht der innere Kontakt zu einem Patienten verloren zu gehen, ist die Selbstanalyse für den Analytiker oder die Analytikerin Pflicht und Chance.

Bolognini denkt prozesshaft: Gründe für Schwierigkeiten im empathischen Kontakt sind von mehreren

Faktoren abhängig; sie werden gleichermaßen bestimmt sowohl durch die besondere Eigenart der Patient_innen und die Struktur der Abwehr als auch durch die Abhängigkeit des Analytikers von seiner Fähigkeit zu Kontakt mit sich selbst, seinen Erinnerungen und seinem Menschsein überhaupt. Zugleich ist der analytische Prozess kontinuierlichen Wandlungen ausgesetzt; er ist eingebettet in die Phasen des analytischen Paares, die von den „Flitterwochen“ der Anfangszeit mit hoher Bereitschaft zu konkordantem Erleben, über eine scheinbar „kleine Küstenschiffahrt“ reicht, bei der es oberflächlich betrachtet nicht gefährlich zugeht, möglicherweise gelangt man aber zu einer gemeinsamen Abwehrkollusion; es wird sich schließlich eine langanhaltende Phase des *Miterlebens von Leidenszuständen* ergeben, in der es die Aufgabe des Analytikers oder der Analytikerin ist, den langen Atem der *Ausdauer*, der *Geduld* und „*Hartnäckigkeit*“ zu übernehmen, um so in seinem eigenen psychischen Raum das Nichtanalysierbare des Unbewussten des Patienten aufzunehmen (120f). Die echte Einfühlung, so ist Bolognini Überzeugung, nimmt erst im Miterleben und Aushalten nicht nur die introspektiv erfassbare ichsynthetische Subjektivität, sondern gerade auch die ichdystonen abgespaltenen Anteile auf.

In diesem praktisch klinischen Teil warnt Bolognini vor den misslingenden Versuchen einfühler Arbeit. „Empathismus“ nennt er eine Haltung, die aus einer überpointierten Verpflichtung zur „Einfühlung“ als oberstem Gebot dazu führen kann, dass die Assoziationsfreiheit, die neutrale Haltung und die Fähigkeit, abzuwarten und die Dinge in der Schwebelage zu lassen, verloren gehen. Auch im Kontakt mit dem „falschen Selbst“ droht eher eine Komplizenschaft anstatt Verständnis zu entstehen. Im abschließenden Kapitel betont Bolognini die Flüchtigkeit der Einfühlung, die

„weder fixiert, noch *in vitro* reproduziert werden kann: wie der Regenbogen, wie gewisse Lichtspiele zwi-

schen den Sonnenstrahlen und den sich bewegenden Wolken...“ (200).

Kurz, er beschreibt Einfühlung nicht als Methode, sondern als ein Ereignis, das geschieht, eingebettet in die Vielzahl von Faktoren, die die therapeutische Zusammenarbeit bestimmen. Und er beschreibt die Kreativität und Anschaulichkeit, mit der „Einfühlung“ gedacht, wahrgenommen und realisiert werden kann.

Ich habe mich mit der Lektüre dieses kleinen Bandes merkwürdig schwer getan. Obwohl das Fallmaterial anschaulich und der Blick in die Werkstatt Bolognini inspirierend waren, blieb mir zunächst manches unverständlich. Ich erinnerte mich an die methodische Sorgfalt, mit der ich mich in meiner therapeutischen Praxis um die Annäherung an das emotionale Erleben meiner Klientel bemüht habe und wie ich in der schwingenden Intensität im Wechsel von Empathie und Nachdenken den symbolischen Raum gemeinsamen Erlebens entwickelt habe. Es brauchte ziemlich lange, bis ich merkte, dass ich als begriffsstützige Leserin seiner Ausführungen in der Gegenübertragung genau das entwickelte, was Bolognini im Kontakt mit seinen analytischen Patienten immer wieder beschreibt: Fehl einschätzungen, die im Augenblick der Entdeckung zu Beschämung und Insuffizienzgefühlen führen. Empathie bedarf der kreativen Momente, die im szenischen Verstehen oder im Narrativ des Alltags das Befremdliche, das nicht integrierbare und traumatisch abgespaltene entdecken. Bolognini hat den so gefühlsnahen Begriff „Einfühlung“ zu einem sperrigen Phänomen gemacht.

In einer Zeit, da Resonanz im kommunikativen Geschehen besondere Bedeutung erfährt, lohnt es sich, „Einfühlung“ neu zu denken. Die Hinführung zu einem so vertrauten und doch - je länger man ihn reflektiert - äußerst differenzierten Begriff macht die Lektüre dieses Bandes auch für BeraterInnen und TherapeutInnen, die keine langjährigen Analysen durchführen, höchst lesenswert. Sie wird die Praxis

verändern. Zur unbedingten Empfehlung des Bandes gehört allerdings eine kleine Einschränkung: die Übersetzung bedarf an manchen Stellen fachlicher Glättung.

Ingeborg Roessler

Psychologische Beraterin
Supervisorin (EKFuL/DGSv)
Depkenstr. 19
28213 Bremen
ingeborg.roessler@gmail.com

2. Thomas Beelitz Paolo Bertrando: Emotions and the Therapist²

Systemiker neigen zu Fragen wie beispielsweise dieser: „Wer hat wozu und wieso überhaupt Gefühle?“³ Oder sie stellten fest: Systemisch orientiertes Handeln ist „nüchtern-stimulierend-endlich“, im Unterschied zu „angetörnt-sedierend-unendlich-ineffektiv“. Methoden systemischer Supervision hieß es deswegen, „ziel(en) nicht grundsätzlich auf die Aktivierung emotional intensiver Erlebnisse in der Supervisionssitzung, sondern auf die Stimulation von Ideen zur möglichst einfachen Lösung komplizierter Probleme.“⁴ Heißt ‚systemisch‘ also lieber Ideen anstelle von Emotionen? Ist es so einfach – oder doch noch ganz anders?! Immer wieder hat man das hier thematisierte Feld zu einer Art ‚Margaretentest‘ für systemisch-orientierte Beratungen und Therapien stilisiert: Nun sag, wie hast du’s mit der Emotion?... Allein ich glaub, du hältst nicht viel davon.⁵ Nur: Es geht offenbar ganz anders!

Paolo Bertrando führt dies in seiner Veröffentlichung anschaulich vor. Bertrando ist in Medizin promoviert und hat sich in Mailand auf Psychiatrie spezialisiert. In den 1980er Jahren lernte er systemische Familientherapie bei Luigi Boscolo und Gianfranco Cecchin und arbeitete zunächst mit dem Mailänder Ansatz mit Familien mit schweren Störungen. Zahlreiche Aspekte systemischen Arbeitens in

Beratung und Therapie verdanken sich originär dieser alten Mailänder Schule (z.B. Hypothesieren, Zirkularität, Neutralität). Von 1993 bis 2002 war Bertrando Ausbilder an dem von Boscolo und Cecchin gegründeten Mailänder Zentrum für Familientherapie. 2002/2003 war er Mitbegründer des systemischen Ausbildungszentrums Episteme und bis 2012 dessen Direktor. Derzeit ist er wissenschaftlicher Leiter des systemisch-dialogischen Ausbildungsinstituts in Bergamo, Italien, wo versucht wird, eine systemische Therapiemarke näher an einer dialogischen Position und Praxis zu entwickeln. Zahlreiche Veröffentlichungen, publizistische Vernetzungen und internationale Aktivitäten prägen seinen primär im Therapeutischen gegründeten Lebenslauf.

Wie kommt man auf einen Autor, der sich dieser grenzüberschreitenden Fragestellung aus entschieden systemischer Perspektive annimmt? Im Herbst 2016 kündigte der *Tavistock and Portman NHS Foundation Trust* in London einen Workshop mit Paolo Bertrando zum Thema Scham und Stolz aus systemischer Perspektive an und wies gleichzeitig auf das Erscheinen des hier besprochenen Buches hin.

Das 2015 erschienene Buch, das im Deutschen „Der Therapeut und die Emotionen: ein systemisch-dialogischer Ansatz“ heißen könnte, ist originalsprachlich in flüssigem Englisch verfasst.⁶ Es erscheint in einer bekannten Buchreihe des britischen Karnac Verlags. Die Reihe ist systemischen Innovationen in Psychotherapie, Ausbildung, Supervision und Organisationsberatung verpflichtet. Es enthält nach zwei Vorworten eine Einleitung, acht Kapitel zu verschiedenen Perspektiven zu Emotionen, Systemen und den Therapeuten sowie zwei kurze Anhänge mit konzeptionellen Schwerpunkten („Definitionen“ und „Perspektiven über Emotionen“). Hinzu kommen ein auf das nötigste beschränkter Fußnotenteil, ein informatives Literaturverzeichnis sowie ein übersichtliches Stichwortverzeichnis. Das Buch ist entstanden aus Weiterbildungskontexten und eignet sich daher

besonders gut für eben diese.

Der besondere Charme von Bertrandos Buch liegt zweifelsohne in der leichtfüßigen Kombination, die dem Autor gelingt. Da bekommen wir als Leser_innen einen Überblick davon, was mit Emotionen aus einer systemisch-dialogischen Sicht gemeint ist (und können das mit anderen Überblicken oder eigenen ‚Listen‘ vergleichen). Er unterscheidet sinnvollerweise Stimmungen von Emotionen und zählt einen eigenen Katalog emotionaler Systeme auf: Freude und Vergnügen; Interesse und Aufregung; Liebe und Begierde; Überraschung; Kummer und Verzagtheit; Wut; Scham, Verlegenheit und Beschämung; Verachtung und Ekel; Stolz; Verantwortlichkeit und Schuld; Traurigkeit und Trauer; Furcht und Angst; Eifersucht und Neid; Langeweile (23ff.). Er führt mit vielen eigenen Fallbeispielen anschaulich vor, wie seine Überlegungen zu Emotionen seine therapeutische Praxis orientiert haben und orientieren können (und man fragt sich immer wieder, wie das bei einem selber ist). Da werden wir herausgefordert mit ihm nachzudenken, was denn überhaupt Emotionen sind und woran man das merkt (und wir erleben uns auf weitem Feld mit umsichtiger Führung). Da denkt dieser italienische Systemiker quer zu Schulen und Traditionen (und man erlebt manch vergnügliche Überraschungen, die zum weiteren Nachdenken anregen). Erfahrungen und Reflexionen kommen so auf das Angenehmste zusammen. Und der Autor lässt seine Leser_innen mit der Frage zurück, wie wir es denn mit der Emotion (in unserem Arbeiten) halten bzw. auf welchen Wegen wir dabei unterwegs sind?!

Grundsätzlich und überhaupt geht es Bertrando darum, dass Emotionen als solche aller therapeutischen Anstrengung Wert sind. Und er fokussiert darauf, dass sich Emotionen eher als „emotionales Feld“ (216) mit autopoetischen Qualitäten imponieren. Emotionen sind kein etwas, das man, Frau oder Kind hat. Er schreibt anknüpfend an die große, alternative Tradition von Aristoteles bis William James:

„Ich denke, dass eine neue Weise

entwickelt werden muss, den Prozess, wie sich Emotionen zeigen, gefühlt und in Beziehungen geteilt werden, wahrzunehmen.“ (200)

Das hat hohe aktuelle Relevanz für jegliches reflexive Beratungshandeln (psychosoziale Beratung, Psychotherapie, Supervision, Seelsorge).

Besonders anregend wird es aus der Sicht dieses Lesers beispielsweise, wenn die Langeweile, für Bertrando eine wichtige Emotion, auf Seiten des Therapeuten/der Therapeutin zum Thema gemacht wird, denn angeblich langweilen sich systemische Therapeut_innen nie, haben sie doch immer mögliche Alternativen für ihre Klient_innen im Blick (99). Die darin enthaltene, implizite Verschreibung für sich und die Klient_innen kann die emotionale Situation aber grob entstellen, die Wahrnehmung und der Umgang mit der Langeweile, gerade auch mit Hilfe eines reflektierenden Teams, wird anregend und erhellend beschrieben. Langeweile ist eher als Prozess denn als Inhalt verstanden, mit herausfordernden interaktiven Konsequenzen in der Beratung. Ähnlich spannende Beobachtungen ließen sich für die anderen genannten Gefühle darstellen.

Neben vielen kleinschrittigen Überlegungen zur Therapie mit Emotionen werden auch umfassendere Themen angesprochen, wie diese:

„Man könnte bei Psychotherapeuten zwei Typen unterscheiden: die Therapeuten, die ‚mehr wissen‘, und die Therapeuten, die ‚weniger wissen‘ (diese Unterscheidung ist modell- und richtungsübergreifend; einige Modelle aber sind eher nach der einen oder nach der anderen Richtung hin ausgerichtet).“ (127)

Oder auch: „Die Psychoanalyse ist der systemischen Therapie große unbekannte Geschichte.“ (217) Bertrando bezieht sich mit dieser Aussage ganz konkret auf die seines Erachtens uneingestanden Abhängigkeiten der systemischen Praxis und Theoriebildung der Mailänder von der Psychoanalyse (231). Die Ähnlichkeiten

gehen übrigens noch weiter, da auch umgekehrt von den unaufgeklärten systemischen Qualitäten der Psychoanalyse gesprochen werden kann.⁷

Auf eine kluge Weise ist dies selber also ein emotionales Buch: Es bringt voran, irritiert Verfestigungen und Gleichgültigkeiten. Es sind ihm viele aufmerksame Leser*innen zu wünschen!

Dr. Thomas Beelitz, Berlin
Systemischer Supervisor (SG)
Lehrsupervisor (DGfP)
Myslowitzer Straße 45
12621 Berlin
tbeelitz@gmx.de

Anmerkungen

- 1 Stefano Bolognini (212). Die psychoanalytische Einfühlung. Bibliothek der Psychoanalyse. Psychosozial Verlag, Gießen. 216 S., 24,90 €. Zweite korrigierte Auflage der deutschen Erstveröffentlichung 2003. Originalausgabe (2002): *L'empatia psicoanalitica*. Übersetzung Anselm Jappe. – S. auch: Stefano Bolognini (2007). Probleme der psychoanalytischen Einfühlung: eine theoretisch-klinisch Studie. In: *Psyche* 9/10, 864-888.
- 2 Paolo Bertrando (2015). Emotions and the Therapist. A Systemic-Dialogical Approach. Charlotte Burck/Gwyn Daniel (Hrsg.). *Systemic Thinking and Practice Series*. Karnac Books. London, 261 S., € 28.99.
- 3 Peter Fuchs (2004). Wer hat wozu und wieso überhaupt Gefühle? In: *Soziale Systeme. Zeitschrift soziologische Theorie* 101, 25 S. (online).
- 4 Arist von Schlippe/Jochen Schweitzer (1996). *Lehrbuch der systemischen Theorie und Beratung*. Göttingen, 233 (inzwischen gibt es eine völlig überarbeitete zweite Auflage).
- 5 Nach Johann Wolfgang von Goethe.
- 6 Alle Übersetzungen aus dem Englischen vom Rezensenten.
- 7 Vgl. Hermann Beland (2014). Die Angst vor Denken und Tun. *Psychoanalytische Aufsätze I zu Theorie, Klinik und Gesellschaft*. Gießen, 23.



aus dem Kunstprojekt der Schülerinnen und Schüler des achten Jahrgangs der Evangelischen Schule Köpenick in Berlin, s. S. 62

Die europäische Dimension digitaler Arbeit

■ MARTIN BECKMANN, MARBURG, UND TORBEN SCHENK, MÜNCHEN¹

Aus gewerkschaftlicher Sicht werden Möglichkeiten der Digitalisierung wie Vertiefung der europäischen Integration, die Erleichterung des Zugriffs auf Waren und Dienstleistungen und auf der anderen Seite Gefährdungen wie die Aufweichung der Grenzen zwischen privaten und dienstlichen Daten, die Vernachlässigung von Datensparsamkeit und Begrenzung der Datenerhebung aufgezeigt. Gefordert wird ein politisches und nicht primär auf wirtschaftliche Prozesse bezogenes Handeln. Der seit 2010 bestehenden Digitalen Agenda der EU wird nachgewiesen, welche arbeitspolitischen und gesellschaftlichen Elemente fehlen, um dem digitalen Wandel angemessen Rechnung zu tragen.

„Die digitale Wirtschaft kennt von Natur aus keine Grenzen“ (COM 2012: S. 6), so wird von Seiten der Europäischen Kommission immer wieder betont, und erfordert somit quasi zwangsläufig gemeinsames europäisches Handeln. In der Tat machen digitale Innovationen, Informationen und Transaktionen in einem vernetzten Europa nicht an nationalen Grenzen halt und verändern Wirtschaft wie auch Arbeits- und Lebenswelten überall in der EU in hohem Tempo. Solch grenzüberschreitende Prozesse stellen Gesellschaften, Unternehmen und Regierungen in Europa vor vergleichbare Herausforderungen, die in einem geeinten Europa gemeinsam angegangen werden sollten.

- Zum einen bietet die Digitalisierung Chancen zur Vertiefung der europäischen Integration. In der Tat erleichtert der digitale Austausch von Informationen, Verbrauchern und Unternehmen den Zugriff auf Waren und Dienstleistungen über Staatsgrenzen hinweg und vermag es somit, die Europäisierung der Wirtschaft weiter zu beschleunigen.
- Zum anderen braucht es auf vielen Gebieten ein politisches Handeln auf europäischer Ebene, um die Herausforderungen der Digitalisierung zu bewältigen. So ist wohlbekannt, dass viele der neuen, durch

Digitalisierung ermöglichten Geschäftsmodelle, etwa im Bereich Online-Handel, eines europäischen Marktes bedürfen, um florieren und internationale Wettbewerbsfähigkeit erlangen zu können. Vor allem aber erfordern die Bereiche Beschäftigung und Arbeitsmarkt eine bewusste politische Gestaltung und dürfen nicht einfach Marktprozessen überlassen werden. Der digitale Wandel sollte daher auch im europäischen Rahmen gestaltet werden, also dort, wo Wettbewerb um Standortfaktoren und Arbeitskosten durch kollektives Handeln wirksam reduziert werden kann. Darüber hinaus besitzt die Europäische Union in Politikfeldern wie öffentliche Haushalte, Verbraucher- und Arbeitsschutz derart weitreichende Kompetenzen, dass allein nationalstaatliches Handeln in diesen, für eine Politik des digitalen Zeitalters so wichtigen Bereichen, quasi unmöglich ist.

Vor diesem Hintergrund könnte es auf den ersten Blick ermutigend erscheinen, dass die Europäische Union seit dem Jahr 2010 über eine Digitale Agenda verfügt. Als Teil der Strategie Europa 2020, mit der sich die Europäische Union ambitionierte Ziele zur gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Erneuerung setzt, beschreibt die Di-

gitale Agenda die Prioritäten digitaler europäischer Politik. Aus gewerkschaftlicher Perspektive wird jedoch spätestens auf den zweiten Blick klar, dass der Agenda wichtige Elemente fehlen, um der arbeitspolitischen und gesellschaftlichen Bedeutung des digitalen Wandels angemessen Rechnung zu tragen. Während Europas Digitale Agenda das Ziel der Schaffung eines europäischen Binnenmarktes fest im Blick hält, scheint die Nutzung sozialer Potentiale von nachrangiger Wichtigkeit. Besonders deutlich wird dies durch die fast vollkommene Abwesenheit von Strategien zur Schaffung guter digitaler Arbeit in Europas Digitaler Agenda.

1. Die Digitale Agenda für Europa(s) Wirtschaft)

In ihren Mitteilungen zur Digitalen Agenda für Europa betont die EU-Kommission die zentrale Bedeutung der Digitalisierung für die Zukunft einer dauerhaft wettbewerbsfähigen Wirtschaft und einer demokratisch verfassten europäischen Gesellschaft. Jedoch liefern bereits die Untertitel dieser Mitteilungen, wie etwa *Digitale Impulse für Wachstum* (COM (2012) S. 784), Aufschluss darüber, dass dem Wirtschaftlichen das Primat ein-

geräumt und gesellschaftspolitischen Anliegen eine eher zweitrangige Rolle zugewiesen wird. Auch die Umsetzungsstrategie für die in der Digitalen Agenda für Europa festgesetzten Ziele und Prioritäten stellt den vornehmlich wirtschaftspolitischen Charakter der Agenda deutlich heraus. Die Vorstellung des entsprechenden Maßnahmenbündels erfolgte im Mai 2015 unter dem Titel *Digitaler Binnenmarkt* (COM (2015): S. 192). Zwar umfasst das Bündel auch Initiativen, die nicht unmittelbar der Schaffung eines grenzenlosen digitalen Wirtschaftsraums in Europa dienen, wie etwa Maßnahmen zur Förderung digitaler Innovation im öffentlichen Dienst.

Bei genauerer Ansicht wird klar, dass die EU-Kommission mit solchen Vorschlägen in erster Linie Unterstützungsleistungen für die digitale Wirtschaft bei der Erschließung des digitalen Binnenmarkts anzubieten versucht und nicht etwa ein breiter gefasstes gesellschaftspolitisches Interesse verfolgt.

Zur Schaffung des digitalen Binnenmarkts werden gezielte Harmonisierungsmaßnahmen in verschiedenen Rechtsbereichen verfolgt. Dies betrifft unter anderem den Verbraucherschutz und Urheberrechtsbestimmungen, Regelungen zu Datenschutz und -sicherheit sowie die Schaffung eines einheitlichen europäischen Rechtsrahmens für Cloud-Computing-Dienste. Darüber soll die Abwicklung kommerzieller Online-Transaktionen über europäische Grenzen hinweg ermöglicht bzw. rechtlich abgesichert werden. Auch Märkte und Branchen, die den Online-Handel z. B. durch Paketzustellung komplementieren, geraten zunehmend in den Blick des europäischen Gesetzgebers, der hier Maßnahmen zur Vereinfachung der grenzüberschreitenden Erbringung von Dienstleistungen anstrebt. Neben der Marktintegration in klassischer Gestalt soll das digitale Binnenmarkt-Paket auch Akzente zur Erreichung der ambitionierten Ziele im Bereich der Infrastrukturpolitik setzen, die zuvor in der Digitalen Agenda für Europa formuliert wurden. Absicht hierbei

ist es, den flächendeckenden Ausbau von schnellen Datennetzen voranzutreiben, sodass alle europäischen Haushalte über Zugang zu Breitband-Netzen verfügen. Allerdings wird auch hier, wie später noch genauer darzustellen ist, ein marktbasierter und teils widersprüchlicher Ansatz verfolgt, der der öffentlichen Hand wenig Gestaltungsspielraum überlässt.

Abgerundet wird die Digitale Agenda und das anhängige Binnenmarkt-Paket durch Programme im Bereich Unternehmens- und Innovationspolitik. Durch die Bereitstellung von Fördermitteln für Forschung und Innovation sollen Effizienzsteigerungen in Privatwirtschaft und öffentlichem Sektor realisiert werden. Das EU-Rahmenprogramm Horizont 2020 stellt für den Zeitraum 2014–2020 Fördermittel in Höhe von 70 Milliarden Euro zur Verfügung. Dabei entfällt ein Teil der Mittel auf die Förderung im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologie. Gefördert werden etwa die Entwicklung neuer Rechnersysteme und -technologien, die Robotik, die Schaffung von Cloud-Infrastrukturen und entsprechender Services sowie unter dem Begriff *Internet der Zukunft* die Verknüpfung physischer Infrastrukturen (z. B. im Verkehrs- und im Energiesystem) mit dem Internet (vgl. Europäische Kommission 2011).

Schlussendlich findet auch die Verfügbarkeit von Fachkräften mit ausreichenden IKT-Kompetenzen als Voraussetzung für eine florierende digitale Wirtschaft in Europa Erwähnung. Damit wird anerkannt, dass die berufliche Aus- und Weiterbildung ein wesentliches Element einer politischen Strategie für das digitale Zeitalter ist. Dies ist grundsätzlich positiv, allerdings beschränkt sich die EU-Kommission beim Thema Beschäftigung und Arbeit in ihrer Digitalen Agenda auf diesen Aspekt der Qualifizierung.

Beschäftigungspolitik wird also auf das Ziel beschränkt, Unternehmen mit ausreichend qualifiziertem *Humankapital* zu versorgen. Eine gezielte Strategie zur Gestaltung des digitalen Wandels zugunsten einer Verbesserung

der Arbeits- und der Lebensqualität der Menschen, für gute digitale Arbeit und gute Dienstleistungen fehlt der Digitalen Agenda für Europa hingegen etwas. Auch in Bezug auf gesellschaftspolitische Anliegen wie etwa die Förderung sozialer Integration enthält die Agenda wenig.

Zwar gibt die Europäische Kommission in ihren Mitteilungen zur Digitalen Agenda an, durch die Beseitigung von Hemmnissen für den grenzüberschreitenden Online-Handel das Bedürfnis der Bürgerinnen und Bürger nach breiterem Angebot und niedrigeren Endverbraucherpreisen berücksichtigen zu wollen. Hingegen fehlen in der Digitalen Agenda für Europa Hinweise dazu, wie die Bürgerinnen und Bürger beteiligt werden können, um die Digitalisierung für soziale Innovationen im Sinne einer gerechten und demokratischen europäischen Gesellschaft zu gestalten.

Auf diese Weise wird ein Ansatz weiterverfolgt, den Dienstleistungsgewerkschaften bereits in der Vergangenheit kritisiert haben, als sich die europäische Politik auf die Schaffung eines Binnenmarkts konzentriert und die Frage vernachlässigt hat, wie sich dadurch, neben mehr Wachstum, auch bessere Beschäftigungsbedingungen und vereinfachte Zugangsbedingungen zu qualitativ hochwertigen Dienstleistungen verwirklichen lassen. Faktisch führte die Schaffung des Binnenmarkts für Dienstleistungen, etwa durch die Durchsetzung der EU-Dienstleistungsrichtlinie, in erster Linie zu einer Wettbewerbsverschärfung, die in vielen Dienstleistungsbereichen zu Kostendruck und Qualitätsverfall führt. Wie der europäische Gewerkschaftsverband UNI Europa feststellt, hat sich dies aus Beschäftigtensicht zumeist in verschlechterten Arbeitsbedingungen und -konditionen, atypischer Beschäftigung und erschwertem Zugang zu beruflicher Bildung niedergeschlagen (vgl. UNI Europa 2015).

Aus gewerkschaftlicher Perspektive und Erfahrung kann die Digitale Agenda für Europa in ihrer bestehenden Form also dem Anspruch nicht gerecht werden, der an sie zu stellen ist:

Es käme darauf an, digitalen Wandel im Sinne ausgewogener wirtschaftlicher, arbeitspolitischer und gesellschaftlicher Interessen zu gestalten. Aufgrund der großen Bedeutung der Digitalisierung muss eine aktive Gestaltung im Sinne guter Arbeit und guter Dienstleistungen seitens der Gewerkschaften eingefordert werden.

2. Eine digitale Agenda für Gute Arbeit in Europa

Längst ist die Digitalisierung an Europas Arbeitsplätzen und Arbeitsmärkten angekommen und zeitigt dort teils disruptive Folgen. Die Digitale Agenda für Europa geht auf den Bereich Arbeit und Beschäftigung aber lediglich am Rande ein und beschränkt sich auf Initiativen zu beruflicher Aus- und Weiterbildung und Umschulungen zur Fachkräftesicherung. Die Formulierung von Strategien zugunsten von Beschäftigung und Guter Arbeit bleibt die Digitale Agenda der EU jedoch schuldig. Hier benötigt die Agenda einen Neustart.

Eine Qualifizierungsoffensive, insbesondere unter den Vorzeichen rapider technologischer Innovation, ist selbstverständlich von enormer Wichtigkeit. So wird die Einrichtung der seit dem Jahr 2013 auf europäischer Ebene bestehenden Großen Koalition für digitale Jobs begrüßt, die aus freiwillig teilnehmenden öffentlichen Anstalten, Bildungsanbietern und Unternehmen besteht (vgl. www.ec.europa.eu/digital-agenda/en/digital-jobs-0). Die etwa 50 an ihr beteiligten Unternehmen und Einrichtungen (u. a. SAP, Google, Microsoft, Bundesagentur für Arbeit) verpflichten sich zur Förderung von Aus- und Weiterbildung, haben eine Online-Weiterbildungsplattform für junge Menschen eingerichtet und unterstützen neue Schulungsmodule, etwa für Installateure intelligenter Energienetze. Daneben setzt sich die Europäische Kommission mit der Lancierung des digitalen Binnenmarkt-Pakets neuerdings für eine verstärkte Zusammenarbeit mit nationalen

Bildungsministerien ein, um auch im öffentlichen Bildungswesen die Vermittlung digitaler Kompetenzen zu forcieren. Auch dies ist grundsätzlich zu begrüßen.

Doch auch dort, wo durch die EU regulierend eingegriffen wird, besteht aus Sicht der Gewerkschaften häufig Zweifel an der angemessenen Berücksichtigung arbeitspolitischer Anliegen. Als Beispiel ist hier die europäische Urheberrechtspolitik zu nennen. In ihrer Erwerbstätigkeit sind die oftmals freiberuflich tätigen Urheberinnen und Urheber darauf angewiesen, dass ihre Verwertungsrechte auch im digitalen Raum angemessen gestaltet und geschützt sind, sodass sich aus der Verwertung von kreativen Inhalten Einkommen generieren lässt. UNI Europas Fachbereich für Erwerbstätige in den Medien- und Unterhaltungsdienstleistungen hegt jedoch erhebliche Zweifel daran, dass entsprechende Überlegungen in ausreichendem Maße in die für Ende 2015 angekündigte Novelle des EU-Urheberrechts einfließen werden. Für ver.di und UNI Europa ist klar, dass die geplanten Reformen sicherstellen müssen, dass die Urheberinnen und Urheber an allen wirtschaftlichen Verwertungen ihrer Werke finanziell beteiligt werden. Das bedeutet, dass auch z. B. Provider und Plattformen, die geschützte Inhalte online stellen und daraus einen finanziellen Vorteil ziehen, die professionellen Kultur- und Medienschaffenden an diesen Vorteilen durch faire Vergütungsvereinbarungen beteiligen müssen. Allerdings ist zu befürchten, dass die EU-Kommission dieser arbeitspolitischen Forderung weitaus weniger Bedeutung beimisst als dem Wunsch der Plattformen, möglichst vergütungsfrei und restriktionslos über Grenzen hinweg Inhalte online vermarkten zu können. Es ist daher zu befürchten, dass die Interessen der Plattformen und Provider zum Nachteil der UrheberInnen durchgesetzt werden. Aus gewerkschaftlicher Sicht ist dies nicht zu akzeptieren.

Nicht thematisiert werden in der Digitalen Agenda für Europa digitalisierungsgetriebene Veränderungen

auch der Arbeitsorganisation. Hierzu zählen die Herausforderungen mobilen Arbeitens mittels neuer digitaler Technologien ebenso wie die Praktiken des Crowdworkings, bei denen über Plattformen Aufträge (auch global) vergeben werden (vgl. Leimeister et al. in diesem Band). Diese neue Form der Auftragsvergabe entzieht sich in der Regel dem Zugriffsbereich von Arbeitsrecht und Sozialversicherungssystemen klassischen Zuschnitts. Bezüglich der verschiedenen Herausforderungen, die sich mit der Digitalisierung von Arbeit stellen, besteht auf nationalstaatlicher, aber auch auf europäischer Ebene Handlungsbedarf. Der Europäische Wirtschafts- und Sozialausschuss etwa diskutiert aktuell über Vorschläge für eine europäische Rahmengesetzgebung, die Beschäftigten das Recht auf Nichterreichbarkeit einräumt. Außerdem könnte die EU eine von den Mitgliedstaaten zu verantwortende Reform der sozialen Sicherungssysteme unterstützen und koordinieren, die auch der wachsenden Gruppe von Crowdworkern sozialen Schutz bietet. Die Diskussion über einen Arbeitnehmerbegriff wiederum, der den neuen Erwerbsformen angepasst ist, könnten Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände im Rahmen des sozialen Dialogs auf europäischer Ebene führen (vgl. EESC 2015).

Allerdings setzt dies eine grundlegende Abkehr von der aktuellen EU-Politik voraus. Diese baut im Rahmen ihrer Initiative *Regulatory Fitness and Performance (REFIT)* darauf, existierende Vorschriften in Form von Richtlinien und Verordnungen zu reduzieren bzw. möglichst wenige neue Regelungen zu treffen. Unter dem Vorwand des Bürokratieabbaus sind gerade Regelungen im Bereich von Arbeits- und Sozialstandards bedroht. Daneben sieht sich auch die Autonomie der Sozialpartner, die derzeit im Rahmen des europäischen sozialen Dialogs eigenständig Regelungen u. a. im Bereich Gesundheitsschutz treffen können, in jüngster Vergangenheit immer wieder Attacken von Seiten der EU-Kommission und des Europäischen Rats ausgesetzt (vgl. Hoffmann 2015).

Unbeachtet bleibt in der Digitalen Agenda die Frage nach einem möglichen Rückgang von Beschäftigung durch die fortschreitende Digitalisierung. Bruegel, ein europäischer Think Tank, geht davon aus, dass 40 bis 60% aller Arbeitsplätze in den verschiedenen EU-Mitgliedstaaten gefährdet sein könnten (vgl. Bowles 2014). Bislang reagiert die europäische Politik nicht auf solche Szenarien und diskutiert auch keine Bewältigungsstrategien, z. B. durch Investitions- und Beschäftigungsprogramme. Zumindest werden mittlerweile erste Folgen des durch digitale Technologien verursachten Strukturwandels am Arbeitsmarkt erkannt. So stellte eine im Januar 2015 vom Europaparlament veröffentlichte Studie zur wachsenden Einkommensungleichheit in Europa fest, dass digitale Technologien insbesondere Beschäftigung im mittleren Einkommens- und Qualifikationssegment verdrängen (vgl. Europaparlament 2015: S. 15f.). In der Folge würden Arbeitsmärkte in der EU zunehmend polarisiert, das heißt Beschäftigung entsteht entweder am oberen oder am unteren Ende der Lohn- und Kompetenzskala. Während die hochentwickelten Volkswirtschaften West- und Nordeuropas mit ihren leistungsfähigeren Bildungssystemen entscheidende Vorteile bei der Schaffung und Sicherung der entstehenden High End Jobs haben dürften, also Tätigkeiten am oberen Ende der Lohn- und Kompetenzskala, verbleibt in süd- und osteuropäischen Ländern aufgrund niedrigerer Lohnstückkosten der Löwenanteil der Arbeitsplätze am unteren Ende. Dies würde den Trend zur Teilung Europas in ein nord-westliches Zentrum und eine süd-östliche Peripherie verstärken. Wie bereits zu sehen ist, läuft dies nicht nur dem europäischen Vertragsziel der sozialen Konvergenz zuwider, sondern setzt auch wirtschaftliche und soziale Fliehkräfte frei, die den Zusammenhalt Europas ernsthaft zu gefährden drohen. Auch für dieses Problem müsste eine sozial ausgewogene und gestaltende digitale Agenda für Europa Lösungen finden.

3. Eine digitale Agenda für Europas Infrastruktur

In Bezug auf den Netzausbau stellt die Digitale Agenda für Europa richtigerweise fest, Europa brauche „schnelle und ultraschnelle Internetzugänge, die allen zur Verfügung stehen und kostengünstig sind“ (Europäische Kommission 2010). In der Tat wird der Standort Europa in Zeiten globalen und zunehmend um digitale Innovationen kreisenden Wettbewerbs dauerhaft nur mithilfe modernster Telekommunikations-Infrastrukturen bestehen können. ver.di und UNI Europa unterstreichen darüber hinaus die Bedeutung eines zukunftsfähigen Netzzugangs im Sinne einer zeitgemäßen Daseinsvorsorge in modernen und demokratischen Gesellschaften. An einer realistischen Perspektive zur Mobilisierung der notwendigen Investitionsmittel für den Breitbandausbau mangelt es der Digitalen Agenda. So stellt die Europäische Kommission fest, dass in Zeiten klammer öffentlicher Kassen die Privatwirtschaft die notwendigen Investitionen zu stemmen habe. Aus diesem Grund wird derzeit eine Novelle der europäischen Telekommunikations-Verordnung verhandelt, deren Ziel die Schaffung eines Regulierungsrahmens ist, der private Investitionen anreizt (COM (2013): S. 627).

Die einschlägigen EU-Regulierungsvorhaben der Vergangenheit bewirkten jedoch das genaue Gegenteil. So zielten die durchgesetzten Maßnahmen zuallererst auf die Senkung von Endverbraucherpreisen ab. Der durch solche Maßnahmen erzeugte Kostendruck führt zu einer Abwärtsspirale bei den Beschäftigungsbedingungen und -konditionen, zu sinkenden Unternehmenserträgen und Investitionsvolumina.

„Während die Europäische Kommission in ihrer Regulierungstätigkeit häufig das Marktumfeld verändert, um den Kostendruck auf den Telekommunikationsmärkten zu erhöhen, haben die Unternehmen Schwierigkeiten, eine langfristige Geschäftsplanung

vorzunehmen, und schrecken davor zurück, Investitionen zu tätigen.“ (Uni 2015: S. 9)

Im Rahmen der aktuellen Regulierungs-Novelle wird nun die Abschaffung von Roaming-Gebühren bis Juni 2017 angestrebt (vgl. Europäische Kommission 2015).

Allerdings birgt dieses Vorhaben das Risiko, Investitionsmittel durch weitere Einnahmeverluste in der Telekommunikationsbranche zu verknappen – so wünschenswert die Abschaffung von Roaming-Gebühren aus Verbrauchersicht auch scheint. Sinnvoller scheint es, die Abschaffung von Roaming-Gebühren mittel- bis langfristig zu betreiben, und die Unternehmen in der Zwischenzeit auf die Verwendung der Roaming-Einnahmen für den Infrastrukturausbau zu verpflichten.

Denn um verlorenen Boden wieder gutzumachen, bedarf es gewaltiger Investitionen. So schätzt der Verband der europäischen Telekommunikationsunternehmen das zum Erreichen der bestehenden Ziele der Digitalen Agenda benötigte Investitionsvolumen auf 170 Milliarden Euro bis zum Jahr 2020 (vgl. ETNO 2013). Um solche Summen zu mobilisieren, mangelt es in Europa an einer angemessenen Investitionsstrategie und angemessen ausgestatteten Fördertöpfen. Hieran ändert auch der von der Europäischen Kommission zur Überwindung der Wirtschaftskrise vorgeschlagene und nach ihrem Präsidenten Juncker benannte Investitionsplan nichts, da dieser keine gezielte, politische Steuerung von Investitionsströmen (sog. earmarking) hinein in die Breitbandinfrastruktur erlaubt.

Zur Auflösung des bestehenden Investitionsstaus braucht es entschiedenes Handeln. Europa muss ein Fördersystem etablieren, das ein hohes Engagement der öffentlichen Hand beweist, z. B. durch die Bereitstellung zinsgünstiger Kredite und eine bessere Abstimmung öffentlicher und privater Infrastrukturarbeiten, sodass etwa bei Bauarbeiten Synergie-Effekte entstehen können. Auch der Juncker-Investitionsplan muss der Wichtigkeit des Breitbandausbaus Rechnung tra-

gen. Bestehende Möglichkeiten zur Förderung der Breitbandinfrastruktur sollen vollumfänglich genutzt werden, z. B. durch Angebote zur Unterstützung der Telekommunikationsunternehmen bei der Mittelabrufung.

4. Eine digitale Agenda für Forschung und Innovation

Forschungs- und Innovationspolitiken spielen in der Digitalen Agenda – das ist zu begrüßen – eine starke Rolle. So werden wie erwähnt durch verschiedene Programme, die teils vollständig in die Digitale Agenda integriert, teils im Rahmen des allgemeinen europäischen Forschungsförderungsprogramms Horizont 2020 verfolgt werden, erhebliche Summen zur Erforschung der Digitalisierung verfügbar gemacht. Allerdings spiegelt der konkrete Zuschnitt dieser Programme erneut die marktwirtschaftliche Logik der Digitalen Agenda wider, was sich hier in dem Ziel der Erschließung von Rationalisierungs- und Effizienzpotenzialen niederschlägt. Forschung zu sozialen Innovationen im digitalen Zeitalter, bei denen Erwerbstätige und Verbraucher, Bürger und Kunden in den Innovationsprozess einbezogen werden, oder zu Konzepten Guter digitaler Arbeit bleibt dabei von nachrangiger Bedeutung oder fehlt gänzlich.

So fließt ein erheblicher Teil der verfügbaren Mittel in industrielle Forschung, die darauf abzielt, durch die Entwicklung digitaler Technologien und Innovationen die wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit Europas zu stärken. Neben der Bereitstellung EU-verwalteter Forschungsmittel wird dabei angestrebt, dass die auf allen Ebenen (EU, Mitgliedstaaten und Industrie) für Forschung, Entwicklung und Innovation zur Verfügung stehenden Mittel gebündelt und gezielt für strategische Bedürfnisse verwendet werden, z. B. in den Gebieten Fotonik, Robotik und Hochleistungsrechnen. Dabei liegt das besondere Augenmerk darauf, Entwicklungsprozesse möglichst schnell

zur Marktreife zu bringen. Nur so könne angeblich garantiert werden, dass Forschungsergebnisse rasch für die industrielle und gesellschaftliche Nutzung zur Verfügung stehen. Daneben stellt die Beschleunigung der digitalen Innovation im öffentlichen Sektor ein zentrales Ziel der hier beschriebenen Förderprogramme dar und wird durch die eigens eingerichtete und mit 1,14 Milliarden Euro ausgestattete Fazilität *Connecting Europe* betrieben.

Um die Umstellung auf digitale Dienste zu fördern und deren grenzüberschreitende Verfügbarkeit zu ermöglichen, wird hierbei Innovation in Bereichen wie eIDs, e-Vergabe, Unternehmensmobilität, eJustiz oder elektronische Gesundheitsdaten finanziert. Schlussendlich stehen aber auch erhebliche Mittel, nicht weniger als 29,5 Milliarden Euro, zur Erforschung gesellschaftlicher Herausforderungen bereit. Obwohl nicht vollständig der digitalen Forschung gewidmet, ermutigt dieses in Horizont 2020 integrierte Programm insbesondere die Entwicklung von Angeboten, die auf technischer Basis bzw. mit technischen Mitteln auf angeblich gesellschaftliche Bedarfe eingehen. So sollen zur Erhöhung von Ressourceneffizienz in Verkehr und Logistik IKT-unterstützte Systeme entwickelt werden, die eine bessere Abstimmung von Verkehrsströmen ermöglichen und Leerfahrten vermeiden. Auch im Gesundheitsbereich wird geforscht, z. B. zum Einsatz von Servicerobotern als Assistenzsysteme im Haushalt bei der Unterstützung von Selbständigkeit und Prävention. Eine systematische Einbeziehung der Dienstleistungsnutzer wie der Beschäftigten in die Forschungstätigkeit ist jedoch nicht vorgesehen.

Das Thema Arbeitsforschung kommt in den hier dargestellten Forschungsprogrammen allerdings kaum vor, was selbst die damalige schwarze Bundesregierung zur Kritik an den Vorschlägen der Europäischen Kommission veranlasste. Wird davon abgesehen, dass zumindest die neue BMBF-Arbeitsforschungsprogrammlinie Zukunft der Arbeit (vgl. BMBF 2015) aus ESF-Mitteln kofinanziert

wird, entfällt auch ein Beitrag zur Entwicklung passgenauer Konzepte für eine arbeitnehmerfreundliche Gestaltung der Digitalisierung. Dieses Versäumnis sollte durch entsprechend einzurichtende Förderschwerpunkte behoben werden. Ähnliches gilt für die europäische Forschung zu den gesellschaftlichen Herausforderungen, bei der durch die mangelnde Einbeziehung von Dienstleistungsnutzern und der Beschäftigten Potenziale beteiligungsorientierter Prozesse bei sozialen Innovationen derzeit ungenutzt bleiben.

5. Fazit: Eine digitale Agenda für ein soziales Europa ist notwendig

Wenn die Chancen der Digitalisierung so genutzt werden sollen, dass sie möglichst vielen Menschen zugutekommen, dann bedarf es der politischen Intervention auch auf europäischer Ebene. Ziel gewerkschaftlicher Anstrengungen muss es sein, die digitalen Potenziale so zu nutzen, dass sie Gute Arbeit, Gemeinwohlorientierung, Wohlstand, Gerechtigkeit und soziale Innovation in Europa befördern. Da es der Digitalen Agenda für Europa an solch einer Ausrichtung mangelt, müssen Gewerkschaften also auf einen sozial fortschrittlichen Neustart dieser Agenda hinwirken.

Auch angesichts verschiedener Prognosen bezüglich des Wegfalls vieler bestehender Jobs muss den Beschäftigten Weiterbildung und Umschulung ermöglicht werden. Ebenso bedarf es der Förderung arbeitsplatzschaffender Innovationen sowie Investitionen zur Schaffung von Beschäftigung in gesellschaftlichen Bedarfsfeldern, insbesondere bei den gesellschaftlich notwendigen und sozialen Dienstleistungen. Auch das Thema Arbeitszeitverkürzung wird wieder auf die Agenda gerückt werden müssen. Nicht nur, aber vor allem die von Digitalisierung erfassten Arbeitsplätze müssen im Sinne Guter digitaler Arbeit reguliert und sozial abgesichert werden. Dies

muss durch eine gerechte Verteilung der durch Digitalisierung erwirtschafteten Profite gegenfinanziert werden.

Mit der Gestaltung der Digitalisierung stellen sich somit verteilungspolitische Fragen mit einer wachsenden Dringlichkeit. Auf europäischer Ebene braucht es daher Koordinierung, um den notwendigen verteilungspolitischen Spielraum durch das Ausschalten von Steuer-, Standort- und Arbeitskosten-Wettbewerb zu erweitern. Ein wichtiger Schritt in dieser Hinsicht wäre das von Gewerkschaften seit Langem geforderte Schließen von Steuer-schlupflöchern und die Vereinbarung von Mindeststandards bei der Unternehmensbesteuerung, um Unterbietungsstrategien zu verhindern. <

Literatur

- BMBF (2015). Eckpunktepapier zur ESF-Forschungsprogrammlinie „Zukunft der Arbeit“, 28. Mai 2015, www.bmbf.de/pubRD/eckpunktepapier_ESF-2015.pdf
- Bowles, J. (2014). The computerisation of European jobs – who will win and who will lose from the impact of new technology onto old areas of employment? 17. April 2014, www.bruegel.org/nc/blog/detail/article/1394-the-computerisation-of-european-jobs

- COM (2012) 784. Die Digitale Agenda für Europa – digitale Impulse für das Wachstum in Europa, Europäische Kommission, Brüssel
- COM (2013) 627. Vorschlag für eine Verordnung des Europäischen Parlaments und des Rates über Maßnahmen zum europäischen Binnenmarkt der elektronischen Kommunikation und zur Verwirklichung des vernetzten Kontinents und zur Änderung der Richtlinien 2002/20/EG, 2002/21/EG und 2002/22/EG und der Verordnungen (EG) Nr. 1211/2009 und (EU) Nr. 531/2012,
- COM (2015). Strategie für einen digitalen Binnenmarkt für Europa, Europäische Kommission, Brüssel, 6. Mai 2015). Wage and income inequality in the European Union, EESC (2015). CCM/136 – Effects of digitalisation on employment in service industries, Preliminary Draft Opinion Brussels
- ETNO (2013). Reforming Europe's telecoms regulation to enable the digital single market, www.etno.eu/datas/publications/studies/BCG_ETNO_REPORT_2013.pdf
- Europa Parlament (2015). Wage and income inequality in the European Union. Europäisches Parlament, Brüssel
- Europäische Kommission (2010). Zusammenfassung der Digitalen Agenda für Europa, www.eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/HTML/?uri=URISERV:si0016&from=DE
- dies. (2011). Horizon 2020 programm sections, www.ec.europa.eu/programmes/horizon2020/en/h2020-sections
- dies. (2015). Pressemitteilung vom 30. Juni 2015 – Commission welcomes agreement

- to end roaming charges and to guarantee an open Internet, Europäische Kommission, Brüssel
- Hoffmann, R. (2015). Bürokratieabbau als Vorwand, Gastbeitrag. In: Frankfurter Rundschau vom 18. Mai 2015, www.fr-online.de/gastbeitraege/europaeische-kommission-buerokratieabbau-als-vorwand,29976308,30714424.html
- UNI Europa (2015). Dienstleistungen für ein gerechtes Europa, UNI Europa, Brüssel

Anmerkung

- 1 Aus: ver-di (Hrsg.). Gute Arbeit und Digitalisierung. Prozessanalysen und Gestaltungsperspektiven für eine humane digitale Arbeitswelt, Berlin 2015, 46 ff. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung der Autoren.

Dr. Martin Beckmann

Politik- und Volkswirtschaft
ver-di-Bundesverwaltung
Politik und Planung
Paula-Thiede-Ufer 10
martin.beckmann@verdi.de

Torben Schenk

Politikwissenschaften und
Internationale politische Oekonomie
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
EU-Parlament Brüssel
S&D-Fraktion
Büro Udo Bullmann
ASP 12 G358
Rue Wiertz 60
B-1047 Brüssel
torben.schenk@ep.europa.eu



aus dem Kunstprojekt der Schülerinnen und Schüler des achten Jahrgangs der Evangelischen Schule Köpenick in Berlin, s. S. 62

Ödipus online

Erlebnisse mit den neuen Medien aus psychoanalytischer Sicht¹

■ ELFRIEDE LÖCHEL, BERLIN

Aufgezeigt wird, wie die neuen Kommunikations- und Informationsmedien in der Regel in der Erwachsenenanalyse dann zum Thema werden, wenn sie ein auffälliges Symptom wie z. B. extremen Rückzug oder Panikattacken sichtbar machen. Wie alle menschlichen Handlungen ist der Umgang mit diesen Medien begleitet von emotionalem Erleben (Phantasien, Wünsche, Ängste). In dieser Hinsicht können psychoanalytische Perspektiven einen Beitrag zur Frage sozialpsychologischer und kultureller Bedeutung der neuen Medien liefern. In der psychoanalytischen Literatur finden sich sowohl eher kritisch ablehnende Tendenzen als auch eher den Gewinn eines neuen Sozialcharakters begrüßende Veröffentlichungen. Aus einem Forschungsprojekt über den persönlichen Umgang Jugendlicher mit Facebook werden zur Veranschaulichung drei Beispiele vorgestellt.

Sehr geehrte Damen und Herren, es ist für eine Psychoanalytikerin ein eher ungewöhnliches Thema, über das ich heute zu Ihnen sprechen will. Fragen nach der Bedeutung von Medien zu stellen scheint auf den ersten Blick nicht zu den Hauptaufgaben von Psychoanalytikern zu gehören, die als psychologische oder ärztliche Psychotherapeuten in ihrer Praxis Patienten behandeln. Ein Blick in die Literatur bestätigt diesen Eindruck: Man findet nur wenige Beiträge zu den neuen Informations- und Kommunikationsmedien aus psychoanalytischer Perspektive. Geht man von der alltäglichen therapeutischen Arbeit mit erwachsenen Patienten aus, so ist das nicht verwunderlich. Im psychoanalytischen Gespräch beschäftigen uns die inneren, bedeutungsvollen Beziehungsobjekte aus der Sicht des Subjekts, das heißt seine Wünsche und Ängste, seine Konflikte und Abwehrmechanismen. Die therapeutischen Interventionen beziehen sich auf die intrapsychischen Phantasien und Verwicklungen der Patienten, durch die ihre Beziehungen zu anderen Menschen, zu sich selbst, zur umgebenden und fernerer Welt

geprägt sind. So ist es nicht anders zu erwarten, als dass wir in Analysen mit erwachsenen Patienten kaum etwas über die dinglichen, technischen oder medialen Objekte erfahren, mit denen unsere Patienten Umgang haben. Ein einfaches Beispiel: Wenn jemand Angst hat, Auto zu fahren, werden wir uns nicht mit den Eigenschaften des Autofahrens beschäftigen, sondern die höchst individuelle Bedeutung erarbeiten, die das Autofahren und die Angst davor für unseren Patienten hat. Dasselbe gilt zunächst einmal auch für die Neuen Kommunikations- und Informationsmedien. Es muss sich schon um ein sehr auffälliges Symptom handeln, beispielsweise einen extremen Rückzug auf Internetkontakte oder, anderes Beispiel, einen exzessiven Konsum von Internetpornographie, damit wir auch auf das Medium aufmerksam werden, das ein so gestaltetes Symptom möglich macht. Ich spreche hier vom Erfahrungsbereich einer Erwachsenenanalytikerin. Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeuten sind bereits viel stärker konfrontiert mit einer inzwischen herangewachsenen Generation von sog. digital natives,

Kindern und Jugendlichen, die von Anfang an mit den digitalen Medien aufgewachsen sind. Ihre Krankheits-symptome sind bisweilen eng mit dem Mediengebrauch verbunden, so z.B. wenn sich jemand von seinem Smartphone auch in den Therapiestunden nicht trennen kann; wenn jemand Panikattacken bekommt, sobald er oder sie nicht ununterbrochen online sein kann; es gibt Kinder, die außer Computerspielen kaum Interesse an ihrer Umgebung zeigen, und vieles mehr. In meiner eigenen Forschung interessieren mich jedoch nicht in erster Linie die spektakulären und dramatischen Phänomene wie Sucht oder Gewalt, die mit den Medien verbunden sein können, sondern vielmehr die ganz alltäglichen, oft stillschweigenden Erfahrungen, über die kaum noch gesprochen wird. Abgesehen von extremen Störungen und Krankheitsbildern ist es ja so, dass in den vergangenen drei Jahrzehnten in allen privaten und beruflichen Bereichen die Informations- und Kommunikationstechnologien Einzug gehalten haben und wir alle, sofern wir etwas älter sind, eine Vielzahl damit verknüpfter sozialer,

kultureller, gesellschaftlicher Veränderungen erlebt haben, auch wenn diese sich oft wie selbstverständlich vollzogen haben. Dass wir mit Computern schreiben, per e-mail kommunizieren, Informationen im Internet suchen, online einkaufen und im Netz sogar Partner suchen, ist heute kaum noch der Rede wert.

Auch die alltäglichen computer- und internetvermittelten Handlungen sind von emotionalem Erleben begleitet.

Dennoch sind auch diese alltäglichen computer- und internetvermittelten Handlungen von emotionalem Erleben begleitet. Die psychoanalytische Methode, die die unbewussten Mikroprozesse der Subjektwerdung untersucht, stellt ein feines, einzigartiges Instrumentarium zur Untersuchung – auch medienbezogener – Phantasien (Wünsche, Ängste, Konflikte) zur Verfügung. Das gilt nicht nur für das therapeutische Setting. Psychoanalytische Perspektiven und Untersuchungsmethoden können auch einen wichtigen Beitrag zur Frage sozialpsychologischer und kultureller Bedeutungen neuer Medien liefern. Die Psychoanalyse ist nicht nur eine Therapiemethode, sondern darüber hinaus auch ein Denkansatz und eine Methode zur Erforschung kultureller Prozesse. Freud schrieb bereits 1926:

„Der Gebrauch der Analyse zur Therapie der Neurosen ist nur eine ihrer Anwendungen; vielleicht wird die Zukunft zeigen, dass sie nicht die wichtigste ist.“ (1926e, S. 283)

Als Methode zur Erforschung unbewusster Prozesse und unbewusster Bedeutungen kann sie all den Wissenschaften nützlich sein, die sich mit Aspekten der menschlichen Kultur be-

fassen. Zu den Institutionen der Kultur gehören auch die technischen Errungenschaften und die Medien, angefangen mit Sprache, Schrift, Buchdruck, Foto- und Phonographie, Film etc. Die Bedeutungen, die Medien für Subjekte haben, sind ein Forschungs- und Untersuchungsgegenstand der psychoanalytischen Kulturwissenschaft. Sie verfolgt mit ihren spezifischen, auf das Unbewusste gerichteten Methoden, dieselbe Frage, die auch z. B. Soziologen, Sozialpsychologen und Pädagogen beschäftigt: Verändert sich, und wenn ja, wie verändert sich die Verfasstheit menschlicher Subjekte durch den Mediengebrauch?

Psychoanalytische Erkenntnisse zu dieser Frage beruhen auf drei Erkenntnisquellen: sie stammen erstens aus der therapeutischen Arbeit mit Patienten, zweitens aus der kulturtheoretischen Theoriebildung und drittens aus der qualitativen empirischen Forschung. Mein Vortrag enthält keine Daten aus Behandlungen. Im ersten Teil möchte ich Ihnen aber Einblick in aktuelle Publikationen geben, die sich z.T. auf die klinische Erfahrung und z.T. auf kulturtheoretische Erwägungen stützen. Im zweiten Teil möchte ich Ihnen Ausschnitte aus einer eigenen aktuellen Interviewstudie zur persönlichen Bedeutung von Facebook vorstellen.

1. Was Psychoanalytiker zur Bedeutung digitaler Medien zu sagen haben

Diese Überschrift wirft bereits viele Fragen auf. Computer und Internet sind ein weites Feld. Ist es überhaupt zulässig, über die „Bedeutung digitaler Medien“ in einem allgemeinen Sinn zu sprechen, oder muss man nicht vielmehr sehr genau konkretisieren, um welche besondere Verwendung welches Mediums es geht? Was hat z. B. die online-Bestellung einer Zugfahrkarte mit einem sog. egoshooter Computerspiel gemeinsam? Aber auch wenn man anfängt zu konkretisieren und die Forschung auf einen konkreten Bereich bezieht, kann man

nicht davon ausgehen, dass ein mediales Objekt, ein technisches Medium für alle Nutzer dieselbe Bedeutung annimmt. Gerade das ist der Untersuchungsbereich psychoanalytischer Forschung: Welche individuelle Phantasie, welche individuellen Wünsche und Ängste fließen in den Umgang mit einem medialen Objekt ein?

Welche individuelle Phantasie, welche individuellen Wünsche und Ängste fließen in den Umgang mit einem medialen Objekt ein?

Trotz dieser methodischen Schwierigkeiten haben sich einige Analytiker in den vergangenen Jahren zu diesem Thema zu Wort gemeldet. Bisher haben sie das allerdings, zumindest im deutschsprachigen Raum, meist mit einer ganz bestimmten Tendenz getan, nämlich – bis auf wenige Ausnahmen – in einer sehr kritisch-ablehnenden Weise. Psychoanalytiker fürchten vielfach von den Medien ausgehende Gefährdungen des seelischen Innenraums, der Emotionalität und Beziehungsfähigkeit der Subjekte, für deren Schutz und Wahrung sie sich in besonderer Weise zuständig fühlen (vgl. Heim 2002; Hardt 2012; Plassmann 2013; Balzer 2005, 2012; Guignard 2011).

Ein Vertreter dieses Ansatzes ist z. B. Werner Balzer, der sich an den Philosophen Christoph Türcke anlehnt. Ebenso wie Türcke behauptet Balzer eine Zerrüttung menschlicher Aufmerksamkeit durch permanent auf uns einströmende Bildschirmreize. Türcke und Balzer bezeichnen unsere gegenwärtige Kultur als „mikroelektronische Aufmerksamkeitsdefizitkultur“. Das kulturelle Phänomen der Omnipräsenz von Bildschirmreizen wird hier in einen ursächlichen Zusammenhang mit der zunehmenden Häufigkeit des klinischen ADHS-Syndroms

gebracht (Türcke 2002, 2011). Balzer spricht darüber hinaus von einem drohenden Verlust der Symbolisierungsfähigkeit der Subjekte; „Erregung“ träte an die Stelle von „Bedeutung“; „ikonische [d.h. bildhafte; E.L.] Denkstile und Unlust am symbolischen Denken“ nähmen zu; statt differenzierter Subjekt-Objekt-Beziehungen, die Getrenntheit durch spannungsvolles Begehren zu überwinden suchen, entstünden „adhäsive Verklebungen mit aufdringlichen medialen ‚Objekten‘“ (Balzer 2005, 51; vgl. auch 2012). Ein erschreckendes Bild. Doch auch wenn Balzer sehr elaborierte Überlegungen anstellt, bleiben diese auf der Ebene theoretischer Vermutungen und lassen die klinisch-fallbezogene oder empirisch-experimentelle Fundierung vermissen.

Auch die französische Kinder- und Jugendlichenanalytikerin Florence Guignard fürchtet weitreichende Folgen; sie stellt die Triebentwicklung in Kindheit und Adoleszenz in den Mittelpunkt. Ihre These ist, dass im Kontakt mit digitalen Medien die Illusion sofortiger Wunscherfüllung entstehe – mit einem Tastenklick lassen sich sofort, ohne lange warten zu müssen, große Wirkungen erzielen. Dadurch würde das für die Entwicklung psychischer Strukturen notwendige Warten, Aufschieben und Verzichten auf Triebbefriedigung in der Kindheit unterminiert. Verstärkt durch die ständige Präsenz sexueller Bilder und Reize, diagnostiziert Guignard, dass die sog. Latenzphase der Triebentwicklung, die Freud als wesentlich für die Ich-Bildung und Sublimierungsfähigkeit ansah, in den westlichen Gesellschaften am Verschwinden sei (Guignard 2011, Jahrbuch der Psychoanalyse Bd. 63).

Ein Problem der beiden genannten Ansätze, obwohl sie vielleicht im ersten Moment plausibel klingen, ist, dass sie zwar angeregt von Erfahrungen in der therapeutischen Praxis sind, aber nicht genügend fundiert, denn ihre Schlussfolgerungen gehen weit über individuelle Befunde hinaus. Sowohl Balzer als auch Guignard vollziehen einen Sprung vom klinisch-therapeutischen Denken auf die kulturelle Ebene, ohne

zeigen zu können, wie die Vermittlung zwischen beiden vonstattengeht. Die Logik dieser Argumentation, die ich kritisiere, geht etwa so: Zum einen werden extreme, *pathologische* Phänomene wie Sucht, Gewalt, Selbstverletzungen, autistische Rückzüge etc. als Grundlage für weitreichende Schlüsse auf kulturelle Veränderungen genommen. Zweitens werden die vermuteten Veränderungen als Folgen der neuen Medien aufgefasst, es wird also ein Kausalzusammenhang behauptet. Daraus ergibt sich wie selbstverständlich die kulturpessimistische Deutung: Die psychischen *Folgen* der neuen Medien stellen einen *Verlust*, einen *Verfall*, ein *Defizit* im Vergleich zu vorangegangenen Zeiten dar. Zu dieser Gruppe von Autoren würde ich auch Plassmann zählen, der vom „toxischen Potential“ (2013; vgl. auch 1999, 2005) der Bildschirmmedien spricht, oder Heim (2002), der bei einem Erfurter Amokläufer den Verlust des seelischen Innenraums zugunsten einer Verhaftung im Cyberspace glaubte feststellen zu können.

Aus meiner Sicht enthalten solche Schlussfolgerungen zwei Fehler: sie sind erstens mediendeterministisch (so als könne man ein psychisches Phänomen unmittelbar aus einem Medium herleiten) und beruhen zweitens auf Übergeneralisierungen, die weder klinisch noch durch andere Arten von Forschung ausreichend fundiert sind.

Ein Überschuss an Spekulation und mangelnde Fundierung liegen aber auch dann vor, wenn ein Autor in das gegenteilige Extrem verfällt. Dies ist der Fall bei Martin Altmeyer (2013), der der kulturpessimistischen Dramatisierung eine euphorische Ausrufung eines neuen Sozialcharakters entgegenstellt, den er die „exzentrische Psyche“ nennt. Die Medienverhaftung Jugendlicher sei, so Altmeyer, „keineswegs autistischer Natur“ (2013, 5), sondern entspreche, wie z. B. Facebook und andere soziale Medien zeigten, dem lebenswichtigen Bedürfnis nach „Selbstdarstellung“ und „Resonanz“ als Momente der Identitätsbildung. Der These vom Verlust des seelischen Innenraums stellt er den Gewinn an

sozialer Vernetzung und Resonanz gegenüber. Ich werde auf das Thema der Resonanz im zweiten Teil meines Vortrages noch einmal zurückkommen.

Als Fazit aus dem bisher Gesagten möchte ich festhalten: Offensichtlich ist es für abgewogene Bilanzierungen noch viel zu früh. Die bisherigen Debatten verlaufen notgedrungen polarisierend. Es gibt viele und große Fragen

Es gibt viele Fragen nach der psychischen Bedeutung des Medienwandels und wenig Antworten.

nach der psychischen Bedeutung des Medienwandels, und es gibt bisher wenig Antworten. Das kann auch gar nicht anders sein, denn Forscher wie Beforschte, Psychoanalytiker wie Patienten sind verstrickt in einen andauernden Veränderungsprozess; es gibt dazu keine Position außerhalb. Spekulationen können Gedanken anregen und Fragen aufwerfen. Forschung muss sich aber mit kleinen Schritten begnügen.

2. Beispiele aus den Forschungsinterviews: Was bedeutet für Sie persönlich Facebook?

Mit dieser Haltung habe ich begonnen, zwanzigjährige Studierende nach der Bedeutung eines Mediums zu befragen, von dem ich selber keinerlei Kenntnis hatte. Ich fragte „Was bedeutet für Sie persönlich Facebook?“ und ließ mir etwa eine Stunde lang darüber erzählen. Bitte beachten Sie, dass das keine klinischen Interviews sind, ich nenne sie themenzentriert. Das heißt, ich spreche mit dem Probanden über ein für ihn emotional bedeutungsvolles Thema, höre zu und frage nach, wenn ich etwas nicht genau verstehe oder gerne mehr darüber

erfahren möchte, lasse mich dabei auf eine möglichst alltagsnahe Interaktion mit dem Befragten ein. Wichtig ist, dass die Befragten in ihren eigenen Worten erzählen, ihren eigenen roten Faden im Laufe des Gesprächs entwickeln, ihren eigenen inneren und äußeren Bezugsrahmen verdeutlichen können. Die Interviews werden aufgezeichnet und transkribiert und dann mit Hilfe von Interpretationsgruppen nach der tiefenhermeneutischen Methode interpretiert, die sich nicht nur auf das inhaltlich Gesagte, sondern auch auf Beziehungsszenen richtet, die im Verlauf des Interviews entstanden sind. Dabei versuche ich, meine psychoanalytischen Kategorien in der Schwebelage zu halten, um nicht diagnostisch im Sinne eines Krankheitsbildes zu werden. Die Idee hinter diesem Vorgehen ist, die Probanden zur Thematisierung eines alltäglich und scheinbar selbstverständlich gewordenen Mediums anzuregen, etwas sonst stumm Bleibendes zum Sprechen zu bringen.

Was ist Facebook? Ein sogenanntes „soziales Netzwerk“, ein online-Dienst, in dem viele verschiedene Softwarefunktionen wie e-mail, chat, Musik, Fotoarchiv, Spiele, links zu allen möglichen Seiten und Diensten, Nachrichtenticker, etc. zusammengeführt und dadurch die Datenaustauschmöglichkeiten für Millionen „vernetzter“ Mitglieder vereinfacht wurden (Leistert & Röhle 2011). Sie präsentieren sich dort selbst mit Texten, Bildern, Videos, Musik („posts“) und begegnen einer Vielzahl von sogenannten „Freunden“ im Austausch über solche Selbstpräsentationen. In Verbindung mit den sog. miniaturisierten mobilen Endgeräten (i-Phones, Smartphones, i-pads, Tablets) wird der online-Kontakt über Facebook ortsunabhängig und zeitlich unbegrenzt möglich.²

Thema Resonanz

Für einen kleinen Einblick in das, was mir erzählt wurde, habe ich, wie bereits angedeutet, das Thema „Resonanz“ ausgewählt. Das ist ein Thema,

das meiner Auffassung nach noch genauer erforscht werden sollte.

Ich hatte weiter oben einen Autor zitiert, der soziale Medien wie z. B. Facebook in affirmativer Weise als Raum für Selbstpräsentation und soziale Resonanz wertet, ein Raum, in dem sich das von ihm sog. „exzentrische Selbst“ ausleben könne (Altmeyer 2013). Im Gegensatz zu dieser Sichtweise zeigen meine Interviews jedoch, wie individuell verschieden dieser Aspekt erlebt wird und wie komplex die jeweiligen Wünsche, Ängste und Konflikte im Hinblick auf das Sich zeigen, aber auch im Hinblick auf die Reaktion sind. Vor allem aber fand ich aufschlussreich, was die Befragten selbst unter „Resonanz“ in diesem Kontext verstehen. Eine meiner Interviewten bringt es auf den Punkt mit den Worten: Resonanz kann man messen an Like-its (Bea, S.5), je mehr Daumen hoch man hat, desto angesehener ist man auch (Bea, S. 6). Das Anklicken eines Like-it- oder Gefällt-mir-Buttons ist die Minimalreaktion, mit der auf ein „post“, z. B. ein Foto, einen Text reagiert werden kann. Alle Interviewpartner thematisieren von sich aus die Bedeutung dieser Likes. Ich möchte Ihnen drei davon vorstellen und darauf fokussieren, ob und wie sie diese Form von Resonanz im Netz erleben: Xeno, Bea und Paula. Sie sind Studierende, zwischen 20 und 22 Jahren alt.

● Xeno

Xeno, der von meinem Mitarbeiter interviewt wurde, nutzt Facebook, um seine eigenen Musikproduktionen zu posten und für eigene Auftritte zu werben. Er scheint der euphemistischen Sicht der Selbstrepräsentation im Sinne Altmeyers (2013) recht zu geben, ich zitiere:

also am Wichtigsten ist mir tatsächlich, mich selbst zu präsentieren und gehört zu werden und gesehen zu werden und teilzunehmen an Sachen, die wichtig sind, und Sachen mitzubekommen, die mir wichtig sind (S. 2).³

Umgekehrt verteilt er *großzügig* (S.4), wie er selbst sagt, *Gefällt-mir-*

Klicks (S. 2) bzw. *Sympathiebekundungen* (S. 2), z. B., ich zitiere:

wenn Leute Fotos hochladen oder Sachen machen, dann zeigt man, dass man die liked, wenn man's cool findet.

Er bezeichnet diesen Austausch von bestätigenden Klicks mit einem interessanten Begriff als *Fellpflege* und erläutert:

wie bei Affen oder so, glaube ich, dass die sich gegenseitig das Fell pflegen, um so die soziale Unterstützung sich gegenseitig zu sichern (S. 2).

Hier könnte man weiter über die Gleichsetzung eines Tastendrucks vor dem Bildschirm mit einem hautnahen körperlichen Kontakt nachdenken. Im Folgenden wird deutlich, welche Erwartungen er mit dem Verteilen von Gefällt-mir-Klicks verbindet; er sagt:

Wenn du willst, dass du Leuten gefällst, dann zeig denen doch, dass Sachen, die sie machen oder tun, dir auch gefallen. So, ne gewisse [er stottert und verspricht sich mehrmals] Rezi Rezi [...] Reziprozität reinbringen. (S.4)

Sein Stottern hat, wenn man sich seine Sprachgewandtheit im gesamten Interview ansieht, sicher nichts mit dem Gebrauch des Fremdwortes zu tun. Ich verstehe das Stottern als Hinweis darauf, dass etwas beim Austausch von Likes doch nicht ganz so glatt geht, wie Xeno es sich wünscht und darstellen möchte.

Der Interviewer fragt:

Würden Sie sagen, wenn Sie jetzt was reinstellen [...] und es kommt kein Like, gar keins, wäre das frustrierend?

Xeno:

Dann würde ich überlegen, ob ich ,s tausche, ja. [...] Es ist schon so 'n Barometer, find ich, das jetzt nicht ganz irrelevant ist. Also das ist schon was, worauf ich gucke, wie viel Leute das liken, und wo ich mich freue, wenn Leute das liken. (S. 25)

Das Beispiel von Xeno zeigt, in welchem Ausmaß er bereit ist, seine „Selbstpräsentation“ dem Geschmack der anderen anzupassen, um die gewünschte Bestätigung, die „Fellpflege“ zu erhalten.

● Bea

Sehr weit von der *Phantasie* der Fellpflege entfernt, weicht mich Bea in eine ganz andere Art, den Austausch von Likes zu erleben, ein. Sie nutzt das themenzentrierte Gespräch fast wie ein psychoanalytisches Erstinterview und vermittelt mir einen enormen Leidensdruck. Es quält sie, so erzählt sie gleich zu Beginn, auf Facebook sehen zu müssen, wie die anderen sich positiv präsentieren und dafür Likes einheimsen, besonders wenn es ihr gerade schlecht gehe. In ihren eigenen Worten, ich zitiere ausführlich:

Facebook ist für mich etwas geworden, wovon ich mich gerne distanzieren würde. Weil wenn man sich die Fotos anschaut, man vermarktet ja sein Leben darauf, also man stellt die Fotos rein, die ein tolles Leben darstellen, die irgendwie Partys darstellen, die schöne Momente darstellen, also man zeigt halt nur diese eine Sicht oder die eine Seite vom Leben, und man sieht auch nur diese Seiten von anderen Personen. Ich finde das wahnsinnig frustrierend manchmal, wenn man selber, wenn's einem selber nicht gut geht und man sieht diese tollen Bilder und diese tollen Leben von anderen Menschen, das ist, also man fühlt sich, finde ich, schlechter, nachdem man auf Facebook war. (S. 2)⁴

Auch im weiteren Verlauf des Interviews taucht dieses Thema immer wieder auf. So beschreibt sie zum Beispiel:

Wenn eine Beliebte oder ein Beliebter etwas postet, dann sind sofort zwanzig Likes. [...] Und darunter kommt ein post von jemandem, der sehr unbeliebt ist, und da reagiert niemand (S. 12).

Sie erlebt Facebook als einen ständigen

Druck, etwas zu präsentieren, also sein Leben sehr gut zu präsentieren, Feedback zu bekommen, also dieser Feedbackdruck ist sehr hoch (S. 7).

Es ist ihr bisher nicht möglich, sich innerlich von diesem Druck zu distanzieren und zu schützen:

Ich hab viele gute Freunde und ein schönes soziales Leben [...] aber Facebook vermisst mir das manchmal, weil es einem zeigt, es könnte noch besser sein, es könnte noch mehr sein, es könnte noch cooler sein (S. 8).⁵

Bea ist ein Beispiel für die Verletzlichkeit des Selbstgefühls im Vergleich mit den sich aufdrängenden Selbstpräsentationen anderer; und sie zeigt uns als Kehrseite der „Fellpflege“ das Ausgeliefertsein an einen sozialen Druck, der von ihr als unausweichlich erlebt wird.

● Paula

Ganz anders als die in ihrem Selbstwertgefühl gequälte Bea und anders als der enthusiastische Xeno erzählt die etwa gleichaltrige Studentin Paula zunächst, dass es ihr völlig gleichgültig sei, ob sie Likes bekomme oder nicht. Sie poste gelegentlich interessante Zeitungsartikel, aber das tue sie, weil sie sie selber interessant finde; die Reaktionen darauf interessierten sie gar nicht. Bereits diese Aussage mag verwundern – etwas „teilen“, „mitteilen“, ohne eine Vorstellung von Antwort? Wenn man das hört, könnte man den Eindruck von Einsamkeit bekommen. Dass hier ein sehr konflikthafter Bereich angesprochen ist, zeigt sich vor allem gegen Ende des Interviews. Paula nimmt, nach einem längeren Schweigen zwischen ihr und der Interviewerin, das Interview war eigentlich schon zu Ende gekommen, dieses Thema noch einmal auf. *Es kommt halt immer drauf an, was man so für'n Mensch ist (S. 18)*, sagt sie nachdenklich, so als nutze sie den im Verlauf des Interviews entstandenen Kontakt zwischen uns nun tatsächlich als Raum zur Selbstreflexion. Es ist, als gehe ihr noch etwas nach aus dem vo-

rangegangenen Gesprächsverlauf.

Sie habe gerade nochmal überlegt, sagt sie,

was soll mir das denn bringen, dass jetzt ganz viele Leute irgendwas von mir kommentiert haben oder darauf irgendwie mit Likes reagiert haben oder so. Ich weiß es halt nicht, also -. Dann habe ich gedacht, okay, das ist wahrscheinlich so was wie dieses Populärsein und so, und wenn ganz viele Leute darauf reagieren, dann sehen die anderen das ja auch und dann sehen die, dass ich ganz beliebt bin und dass ganz viele Leute irgendwie auf mich reagieren, und das brauche ich halt scheinbar irgendwie nicht. So, das war grad so mein Gedankengang. (S. 18)

Das Thema „Populärsein“ beschäftigt Paula vermutlich nicht nur im Kontext von Facebook, darüber scheint sie schon öfter nachgedacht zu haben. In ihrem Satz *Populärsein – das brauche ich halt scheinbar irgendwie nicht* sind jedoch drei auffällige Abschwächungen enthalten, die den defensiven, abwehrenden Charakter dieser Behauptung unterstreichen: scheinbar, irgendwie, nicht. Anscheinend lässt etwas am Thema Populärsein sie nicht los. Dazu würde passen, dass Paula mit diesem „Gedankengang“ auch nicht wie angekündigt aufhört, sondern es entspinnt sich ein längerer Monolog, der längste im ganzen Interview.

Ich glaube, für viele Menschen geht es halt darum, wie viele Likes die jetzt für irgendwas gekriegt haben und wie viele Leute irgendwas kommentiert haben, und ich glaube, solche Portale und Plattformen heben sowas auch hervor [...] und so wird sowas eben in Menschen auch ausgelöst [...] dadurch, dass es überhaupt diese Like-Buttons gibt [...]. (S. 18)

Sie verschiebt das Populärseinwollen also zunächst auf die anderen und macht dann, in einem zweiten Schritt, das *Medium* dafür verantwortlich. Nachdem auf diese Weise eine gewisse Entlastung gefunden ist – das Medium löst etwas aus, nicht *ich* habe

den Wunsch – , kann Paula doch wieder von sich selbst sprechen, allerdings abgeschwächt, auf die Vergangenheit bezogen:

Ich weiß nicht, bei mir war das am Anfang sicherlich auch noch verstärkt so, also stärker als jetzt. [...] aber jetzt hat das eben für mich überhaupt keine Relevanz in meinem Leben [...] das ist mir sowas von egal. (S. 18)

Trotz dieser Bekräftigung ist auch das noch nicht das Ende ihres Monologs, der sich immer wieder neu aufschwingt. Es folgt eine neuerliche Verschiebung und Auslagerung, dieses Mal auf die noch Jüngeren:

Und das finde ich traurig, dass es irgendwie immer mehr in die Richtung zu gehen scheint, dass Leuten das so wichtig ist, also [...] wenn ich jetzt an jüngere Generationen denke [...], die jetzt unter zwanzig sind. (...) Ich glaub, alles wird einfach ganz anders funktionieren, je mehr das in diese Richtung geht, das finde ich irgendwie schade. (S. 18)

Ein spürbar trauriger Affekt – auch für mich als Interviewerin spürbar – steht im Raum. Die Frage nach der Bedeutung der Likes hat ihn mit sich gebracht.⁶ Hier erheben sich für die weitere Interpretation viele Fragen: Wie ist diese traurige Gestimmtheit am Ende des Interviews mit Paula zu verstehen? Wird Paula traurig, weil sie mit der Frage des Populärseins doch nicht fertig wird? Sieht sie sich etwa selbst aus den – vermeintlich – kulturpessimistischen Augen der älteren Interviewerin als bedauernswerte Angehörige der jüngeren Generation? Drückt sich im Traurigwerden möglicherweise eine Enttäuschung über das verhandelte Medium Facebook aus? Es wird wohl

alles ein wenig zutreffen. Mir kam aber auch der Gedanke, dass Paula im Verlauf des Interviews vielleicht eine Art von Resonanz gespürt hat, die sie sich eben doch wünscht, die aber über Likes nicht zu bekommen ist.

Am Beispiel Paula kann man sehen, dass die vom Medium nahegelegte Funktion der Gefällt-mir-Klicks, auch wenn sie sich davon distanziert, sie nicht gleichgültig lässt, sondern eine starke emotionale Bewegung in ihr aufwühlt. <

Literatur

- Altmeyer, M. (2013). Die exzentrische Psyche. Zur zeitgenössischen Neigung des Seelenlebens, aus sich herauszugehen und zu zeigen, was in ihm steckt. In: Forum Psychoanal 29, 1-26.
- Balzer, W. (2005). Lust am Nichtdenken? Zum Verhältnis von Erregung und Bedeutung in beschleunigten und entgrenzten Lebenswelten. In: Psychoanalyse im Widerspruch, 17. Jg., H. 33, 39-56.
- ders. (2012). Subjekt und Synapse. Streifzüge durch die Umwelten von Menschen und Maschinen. In: Psyche 66, 728-751.
- Freud, S. (1926). Die Frage der Laienanalyse. In: Gesammelte Werke, Bd. XIV, 283.
- Guignard, F. (2011). Virtuelle Realität und die Prinzipien psychischer Prozesse. Über Psychoanalyse und Kinder in der heutigen westlichen Gesellschaft. In: Jahrbuch der Psychoanalyse 63, 67-90.
- Hardt, J. (2012). Ich und Du im Internet – Psychoanalytische Bemerkungen zu einem aktuellen Thema. Vortragstext Gießen.
- Heim, R. (2002). Odyssee im Seelenraum. Mutationen des psychischen Raums im Cyberspace. In: psychosozial 89, 73-86.
- Plassmann, R. (1999). Virtuelle Objekte und ihre Verwendung: Über die industrielle Produktion von Objektbeziehungen. In: Psychosozial 78, H. IV, 83-88.
- ders. (2005). Virtuelle Objekte. Allpräsenz, Nichtpräsenz und Käuflichkeit. In: Tagungsband der DPV-Frühjahrstagung Bremen, 1-14.
- ders. (2013). Seelische Entwicklung in virtuellen Welten. In: Forum Psychoanal 29, 27-41.
- Türcke, C. (2002). Erregte Gesellschaft. Philosophie der Sensation. C. H. Beck, München.
- ders. (2011). Konzentrierte Zerstreuung. Zur

mikroelektronischen Aufmerksamkeitsdefizit-Kultur. In: Jahrbuch der Psychoanalyse 62, 13-29.

Völker, C. (2010). Mobile Medien. Zur Genealogie des Mobilfunks und zur Ideengeschichte von Virtualität. Transcript: Bielefeld.

Anmerkungen

- 1 Vortrag im Haus der Wissenschaft in Bremen am 8.11.2014 in der Reihe „Wissen um 11“.
- 2 „Mobile Medien verweben digitale Datenräume und lebendige Realräume und führen damit zu einer steigenden Präsenz von Virtualität.“ (Völker 2010, S. 9)
- 3 Sätze sind, auch im Folgenden, der Lesbarkeit halber etwas geglättet.
- 4 Sie würde sich abmelden von Facebook, sagt sie, wenn sie dann nicht fürchten müsste, von wichtigen Studieninformationen und Kontakten ausgeschlossen zu sein: Man kann kaum mehr raus (Bea, S. 1). Aber sie sieht auch den Anteil in ihr selbst, der den quälenden Vergleich mit den anderen herbeiführt: Es ist wie früher die Beauty-Zeitschriften – es ging einem schlecht danach, aber man hat sie sich trotzdem immer wieder gekauft (Bea, aus dem Postscriptum).
- 5 Ich möchte nicht, dass man mir das Gefühl gibt, dass mein Leben grauer ist als Facebook (Bea, S. 13).
- 6 Schließlich: Was bedeutet das wiederholte Hinausschieben der Beendigung des Interviews? Während ihres Monologs führt Paula ein noch neueres Medium ein, Twitter, ein Thema, in das beide, Interviewerin und Interviewte sich noch einmal mit Spannung verwickeln.

Elfriede Löchel

Diplom Psychologin Dr. phil. habil.,
Psychologische Psychotherapeutin,
Psychoanalytikerin und Lehranalytikerin (DPV/
IPV) in eigener Praxis in Bremerhaven
Professorin für Theoretische Psychoanalyse,
Subjekt- und Kulturtheorie an der International
Psychoanalytic University (ipu) Berlin
Arbeitsschwerpunkte
und Veröffentlichungen:
Freud-(Re-)lektüren, psychoanalytische
Konzeptforschung,
psychoanalytische Erkenntnis- und
Forschungsmethoden,
Theorien der Symbolisierung, Social Media
International Psychoanalytic University
Stromstraße 1
10555 Berlin
elfriede.loechel@ipu-berlin.de

Ich sehe etwas – was du auch siehst

Der Einsatz videobasierter Methoden in der Beratungsarbeit

■ ANNE-KATRIN OLBRICH, DRESDEN

Dargestellt wird die videobasierte Arbeit mit Marte Meo nach Maria Aarts und an einem Fallbeispiel veranschaulicht.

Über die Arbeit mit Video ohne Bilder und Filme zu sprechen, ist eigentlich ein Paradoxon. Geht es doch im Kern um das Sehen, um das Beobachten und aufmerksame Wahrnehmen von Interaktionen und darum, die Botschaften, Bedürfnisse, Entwicklungsmöglichkeiten hinter den Aktionen zu benennen.

Die Arbeit mit Videos hat mich immer fasziniert - ein wesentlicher Vorteil liegt auf der Hand: Man kann sich so einen Film wieder und wieder anschauen – und entdeckt immer neue Facetten. – Hat man das Gefühl, etwas übersehen zu haben – dreht man zurück und schaut noch einmal genau hin.

Den ersten Eindruck habe ich in Zusammenhang mit dem Seminar zu „SAFE® – Sichere Ausbildung für Eltern“ von K.H. Brisch bekommen. Dieses bindungsorientierte Programm ist konzipiert für werdende Eltern, mit dem sie über die Zeit der Schwangerschaft und das erste Lebensjahr des Babys begleitet werden. Ziel ist die Unterstützung beim Aufbau einer sicheren Bindung zu ihren Kindern. Die Eltern, die wir mit Angeboten wie SAFE® im Rahmen der Beratungsstelle/Beratungsarbeit erreichen wollten, haben sich nie auf eine so lange Zeit „an uns gebunden“. Deshalb suchte ich eine Alternative, die auch in Einzelberatungen Bindung fördert, und stieß auf „Marte Meo“.

„Marte Meo“ wurde von Maria Aarts in den Niederlanden am Ende der siebziger/ Beginn der achtziger Jahre entwickelt. Es ist eine Methode, die auf sehr genauer empirischer Beobachtung beruht – ohne reproduzierbare Filme nicht denkbar. Maria Aarts erzählt gern folgende Anekdote zur Einführung ihrer Vorträge: Sie arbeitete am Beginn ihrer Laufbahn in

einer Klinik mit autistischen Kindern. Die Mutter eines Jungen, mit dem sich Maria Aarts gut verstand, kam eines Tages weinend auf sie zu und meinte:

„Maria, es ist ja schön, dass DU Dich mit meinem Sohn verständigen kannst. Wie machst Du das? Ich will das auch können. ICH bin doch die Mutter!“

Und so begann sie gelingende Interaktionen genau zu studieren und in einzelne Schritte zu gliedern.

Seit mehr als drei Jahren arbeite ich u.a. mit „Marte Meo“, einer videobasierten Methode zur Entwicklungsunterstützung. Sie ist immer dann wunderbar einzusetzen, wenn es um eine genaue Betrachtung von Interaktionen geht- sei es zwischen zwei Menschen wie Mutter/ Vater und Kind oder zwischen Paaren; sei es in Gruppen. Ich selbst arbeite mit dieser Methode vor allem im Bereich der Frühen Hilfen (Eltern mit Kindern bis zu drei Jahren) und in der Paarberatung. Das liegt schlicht an meinen Arbeitsbereichen: Schwangerschaftsberatung (nach §2 SchKG) und Ehe- und Lebensberatung.

Dazu möchte ich gern von einem Fall berichten:

Frau X und ihr Mann arbeiteten in einer Werkstatt für behinderte Menschen. Sie wohnten zusammen und wurden Eltern von Zwillingen. Frau X. fühlte sich völlig überfordert und war unglaublich offen und talentiert, eine ganze Armada von Helfern um sich zu scharen.

Als ich dazu stieß, waren die Kinder zwei Jahre alt. Frau X hatte wenig Selbstvertrauen, mit den Kindern allein zu sein. Am liebsten hatte sie immer eine Helferin dabei.

Das erste Mal filmte ich eine Szene freien Spiels. Frau X saß mit ihren Zwillingen auf dem Spielteppich und baute aus Legosteinen Türmchen. Sie spielte sehr intensiv, ihre Tochter beschäftigte sich in der Zwischenzeit mit einem Spielzeugauto mit vielen Aktionsmöglichkeiten. Hin und wieder zeigte sie ihrer Mutter ihre Erfolge. Der kleine Sohn hingegen saß etwas verlorren, schaute ab und zu oder rutschte auch mal zu seiner Mutter, schaute sie an und war gleich wieder weg. Wenn Frau X bemerkte, dass er kam, drückte sie ihn liebevoll und spielte weiter. Sie wollte offensichtlich ihren Kindern zeigen, wie man einen Turm baut. Einmal gab sie ihrem Sohn auffordernd auch ein Stück Turm – und baute weiter. Der kleine Kerl nahm das Stück schaute ihn kurz an – Mamas Blick ging wieder zu ihrem Projekt und der Kleine warf das Teil weg.

So ging das eine ganze Weile.

Ich habe mir diesen Film sicher fünfzehnmal angeschaut. Die Herausforderung bestand darin, ein paar Momente zu filtern, die gut gelungen waren: das heißt, Momente, in denen Frau X Kontakt zu ihren Kindern hatte und diese sich von ihrer Mutter gesehen und bestätigt fühlten.

Nur diese Momente werden den Eltern in einem Review gezeigt. Wir schauen gemeinsam diese ganz konkreten Sequenzen ihrer Interaktionen. Mit der Bitte, sich auf die Interaktion sehr kleinteilig zu fokussieren, besprechen wir genau: Was sehen wir? Wer tut was? Wann passiert was? Was können wir an den Kindern sehen? Wozu ist das gut? Was bedeutet diese Erfahrung für die Entwicklung ihres Kindes?

Frau X war beeindruckt von dem, was sie sah: Aha – da hat sie was richtig gemacht: Ihre Tochter hat sich gefreut, dass sie ihre Aufmerksamkeit erlangen konnte. Und nach der Bestätigung – „fein“ hatte sie gesagt – ist sie motiviert zu ihrem Spiel zurückgekehrt.

In der Auswertung mit der Mutter haben wir Schritt für Schritt beobachtet und die Bedeutung dessen, was wir gemeinsam gesehen haben, für die Tochter und für die Mutter herausgearbeitet. Mit dem Schwung des Erfolges erklärte ich ihr, dass das auch für ihren Sohn ein wichtiger Impuls für seine Entwicklung sei. Sie solle doch beim nächsten Mal ihren Sohn beobachten und mit Worten begleiten, was er tut. Wie wichtig dabei eine Bestätigung sei, habe sie bei ihrer Tochter schon sehen können. Am einfachsten wäre es für sie, wenn sie gar nicht spielen würde, sondern sich bequem zu den Kindern setze und ihnen erzähle, was sie sehe. Frau X meinte:

„Ach so.... mir ist ja schon öfter gesagt worden, dass ich mit den Kindern mehr reden soll. Aber ich wusste gar nicht, worüber ich mit ihnen reden soll.“

Beim dritten Film saß sie auf ihrem Sofa. Ihr Sohn spielte ein Steckspiel und Frau X begleitete jede seiner Aktivitäten aufmerksam mit Worten: „Ein gelber Stein. Ein roter Stein...“ Stolz zeigt er ihr, wie er den Stein in das Brett steckte. Sie bestätigte ihn: „Fein“ und beide machten weiter. Am Ende waren alle Steine mit höchster Konzentration und Ausdauer im Brett gelandet, ihr Sohn wandte sich ihr strahlend zu und klatschte in die Hände. – Es war ein wunderbarer gemeinsamer Erfolg. Die Herausforderung war genommen.

Beide haben eine sehr wichtige Erfahrung gemacht: Sie waren in einer verlässlichen, nachvollziehbaren Beziehung zueinander in das Spiel vertieft. Die geteilte Aufmerksamkeit führte zu einem hohen Maß an Konzentration. Für den Sohn war vorhersehbar, wie seine Mutter auf ihn reagieren wird, wenn er ihr einen Stein entgegen hebt: Er bekam das Wort (Sprachentwicklung) und die emotionale Bestätigung:

Die Problemlösung war unmittelbar gekoppelt an das Belohnungssystem. (Selbstwirksamkeit). Der gemeinsame emotionale Moment des Erfolges ist wichtig für die Affektdifferenzierung.

Was hat sich durch diese Arbeit in meiner Beratung geändert?

Die videobasierte Arbeit eröffnet ganz neue Möglichkeiten in der Arbeit mit Menschen, die nicht so gut reflektieren können. (Das gilt übrigens auch für kluge Menschen, die völlig verstrickt sind.) Für den Bereich der „Frühen Hilfen“ ist das ein wunderbarer Zugang. Er weitet den Bereich der Klienten, die wir gut erreichen können, deutlich aus. Das ist besonders wichtig, wenn wir auch Menschen mit Behinderungen unsere Unterstützung durch Beratung erfolgreich anbieten möchten. Ebenso ist diese Art der Beratung sehr effektiv und hilfreich für Menschen mit Traumatisierungen oder Bindungsbelastungen. Über den Kopf verstehen sie nicht so gut und so schnell, was sie tun können, wie über das Sehen. Die klaren „Schritt-für-Schritt-Erklärungen“ ermöglichen leicht gelingende Lernprozesse: „So zeigt mein Kind mir, was es braucht! So gebe ich meinem Kind, was es braucht.“ Die Freude daran, was schon gelungen ist und wie das gelang, gibt Sicherheit und Selbstvertrauen: Lösung liegt „in mir“, ich kann es schon!- ich brauche es nur mehr einsetzen.

Darüber hinaus gilt der unmittelbare Zugang über verschiedene sinnliche Repräsentationen aber für alle Interaktionen zwischen Menschen. Es ist ein enormer Unterschied, ob wir aus der Erinnerung heraus Probleme berichtet bekommen, oder ob wir die Situation sehen und auch die (Beziehungs-)Botschaften hinter dem Problem wahrnehmen können. Mit dem Abstand der Beobachtung „von außen“ gelingt es Klienten leichter, die Perspektive des anderen und insbesondere des Kindes einzunehmen. Mit der Freude am Erfolg sind sie auch ganz offen und finden Zugang zur emotionalen Ebene. Damit ist die Situation für die Beratung sehr „anschlussfähig“, quasi als Dolmetscherin die Signale und Bedürfnisse des Kindes zu übersetzen

in Entwicklungsbedürfnisse.

Für die Diagnostik ist mittels Video durch die Entschleunigung und Reproduzierbarkeit eine sehr differenzierte Interaktionsanalyse möglich. Dazu schaue ich nach Fähigkeiten, Fertigkeiten und Bedürfnissen für die Unterstützung nächster Entwicklungsschritte.

Über diese Übung des genauen Hinschauens hat sich aber auch weit über die Arbeit mit Videotechnik hinaus mein Blick geschärft. Ich kann Ressourcen viel schneller wahrnehmen. Das kommt mir auch dann zu Gute, wenn ich nicht Interaktionsanalyse mit der Videotechnik mache: Sehen, was da ist, oder war; Ansätze zur Entwicklung finden und Veränderung ins Bewusstsein heben – die geschulte Aufmerksamkeit ist auch für meine sonstige Beratungsarbeit von unschätzbarem Gewinn.

Arbeitet man mit Video-Aufnahmen, ist Datenschutz von ganz großer Bedeutung. Gerade in der heutigen Zeit von YouTube u.a. sozialen Medien sind schriftliche Vereinbarungen über die Nutzung der Videos innerhalb des Beratungsprozesses und dessen Löschung in unseren Medien unabdingbar.

Die Grenzen dieser Arbeit liegen in der Natur der Methode: allein aktuelle Interaktionen können gefilmt werden.

Dafür ist sie aber auch einsetzbar innerhalb aller anderen fachlichen Spezialisierungen. Das gilt für die psychologischen Schulen und Therapie-/Beratungsansätze – tiefenpsychologisch, verhaltenstherapeutisch, systemisch und ebenso für unterschiedliche Arbeitsbereiche: von den Frühen Hilfen im Bereich der Bindungsentwicklung ab dem ersten Lebensstag (und schon davor), über Paarberatung bis hin zur Arbeit mit alten, an Alzheimer erkrankten Menschen in der Pflege. <

Anne-Katrin Olbrich

Psychologische und Psychosoziale Beratung Schwangerschafts-, Ehe- und Lebensberatung, Pränatalberatung Beratung von Regulationsstörungen bei Kindern zwischen 0 und 3 Jahren
Evangelische Beratungsstelle, Dresden
Schneebergstraße 27
01277 Dresden
Anne-Katrin.Olbrich@diakonie-dresden.de

Entwicklungspsychologische Beratung für Eltern und Kleinkinder (EPB)

Ein Erfahrungsbericht über die Arbeit mit Video

■ CLAUDIA THEILMANN-BRAUN, PFORZHEIM

Entwicklungspsychologische Beratung (EPB) nutzt Videoaufnahmen von Eltern-Kind-Interaktionen, um eine sichere Bindung zu fördern. Bei der Betrachtung ausgewählter Ausschnitte steht das Kind mit seinen selbstregulativen Fähigkeiten im Mittelpunkt. Die Bilder und Szenen im Nachhinein zu betrachten, erleichtert Eltern den Zugang zu ihren intuitiven Kompetenzen und hilft beim Verstehen des Kindes. Auf der Grundlage einer vertrauensvollen Beratungsbeziehung können Eltern mithilfe der ausgewählten Beispiele das Zusammenspiel mit ihrem Kind betrachten und daran arbeiten, ihr Kind gut zu unterstützen.

1. Wie meine Beratungsarbeit mit Video begann

Die tägliche Praxis meiner Tätigkeit in der Beratungsstelle für Kinder, Jugendliche und deren Familien aus Pforzheim besteht darin, mit Eltern zu sprechen, die sich fragen: ist es normal, wie sich mein Kind entwickelt? Mache ich das richtig mit meinem Kind? Eltern wollen wissen, wie sie ihr Kind gut erziehen und fördern können. Eine meiner Leitlinien, geschult durch meine systemisch familientherapeutische Ausbildung ist dabei, mich mit den Eltern darüber zu verständigen, wer was wann und unter welchen Umständen beim Kind wahrnimmt und wie das Zusammenspiel von Eltern und Kind gesehen wird. Dies geschieht, indem viel geredet wird und im vertraulichen Raum Zeit für Fragen und Antworten, Nachdenken, Erinnern, Beobachten und Ausprobieren ist. Auf der Grundlage einer vertrauensvollen Beratungsbeziehung kann sich so eine qualitativ hochwertige Erziehungs- und Familienberatung entwickeln.

Das Bemühen darum, das jeweilige Kind in den Mittelpunkt zu stellen und den Eltern zu ermöglichen, anhand

ihrer Fragen ihr Kind in den Blick zu nehmen, erhielt eine neue Qualität, als ich im Jahr 2008 die Ausbildung zur zertifizierten EPB-Fachkraft bei Bärbel Derksen und Angelika Schöllhorn von der Kinder- und Jugendpsychiatrie der Universität Ulm durchlief. Damals noch mit einer riesigen mit Kassette ausgestatteten Videokamera machte ich meine ersten Erfahrungen mit Beratungen anhand von gefilmten und ausgewählten Eltern-Kind-Interaktionen. Pforzheim war eine Modellstadt im Projekt „Guter Start ins Kinderleben“ mit dem Ziel, ein Netzwerk möglichst vieler Akteure der Jugendhilfe und des Gesundheitssystems zusammen zu bringen und die frühen Hilfen und den Kinderschutz auszubauen und zu verbessern. Entsprechend dazu war meine Ausbildungsgruppe mit unterschiedlichen Berufsgruppen aus verschiedenen Institutionen zusammengesetzt. Die jeweilige Expertise, welche jede Kollegin und jeder Kollege mitbrachte, konnten wir uns auch über den Ausbildungsgang hinaus erhalten. Im Laufe der zehnjährigen Erfahrungen mit dem Angebot der EPB haben wir durchgängig jedes Jahr etwa sechs Intervisionstreffen abgehalten, um die Qualität unserer Fallarbeit zu sichern.

2. Was die Kernkonzepte der Entwicklungspsychologischen Beratung sind

Der Ausgangs- und Endpunkt jeder EPB ist es, das individuelle Kind mit seinem spezifischen Temperament und in seinem Entwicklungsalter zu verstehen (Ziegenhain et al., 2006). Das Verhalten des Kindes wird den Eltern erklärt als selbstregulative Fähigkeit. Ein Säugling, der offen für Erfahrungen ist, blickt beim Wickeln ins Gesicht des Vaters, wenn er sich zu ihm beugt. Wenn das Kind dagegen lange wach war, schützt es sich, indem es den Kopf abwendet (Ziegenhain et al., 2010). Als Beraterin achte ich auf die intuitiven elterlichen Kompetenzen, etwa, wie die Eltern das Kind spiegeln, sich mit Stimme und Sprechrhythmus beruhigend auf das Kind einstellen. Eltern, die Beratung aufsuchen, erleben sich mindestens in Teilbereichen als nicht kompetent. Wenn Eltern erkennen, was sie ganz leicht und intuitiv richtig machen, trägt dies zur elterlichen Selbstwirksamkeit bei. Manchmal ist es gar so, dass das Insuffizienzerleben von Eltern das Ausmaß einer parentalen Hilflosigkeit (Korrittko & Pleyer,

2016) annimmt. In der videogestützten Beratung können auch Anzeichen für eine Kindeswohlgefährdung erkannt werden und durch EPB und weitere Interventionen in Zusammenarbeit mit den Eltern abgewendet werden: Etwa, wenn im Laufe der Beratung sichtbar wird, dass das Verhalten des Kindes auf eine desorganisierte Bindung zu den Eltern hinweist, wenn das Kind sich apathisch verhält oder immer wieder plötzlich erstarrt. Eine Gefährdung des Kindes kann auch vorliegen, wenn die Feinfühligkeit der Eltern zum Beispiel als Folge einer eigenen Traumatisierung, einer stark beeinträchtigenden psychischen Erkrankung oder einer Häufung von sozialen und psychischen Belastungsfaktoren sehr schwach ausgeprägt ist.

Übergeordnetes Ziel einer jeden EPB ist es, eine sichere Eltern-Kind-Bindung durch eine gute Feinfühligkeit der Eltern zu fördern (Ziegenhain, 2005). Ich zeige den Eltern, wo sie für ihr Kind einen sicheren Hafen darstellen (Kreis der Sicherheit, Cooper et al., 2000), etwa wenn das knapp einjährige Kind im Erstkontakt mit mir fremdelt und sich am Bein der Mutter festhält. Im Laufe der Arbeit mit den Aufnahmen konnten diese Eltern immer besser erkennen, wann ihr Kind Bindungssignale aussendete und die-se auch mit Nähe beantwortete. Gleichzeitig ist es wichtig, dass Eltern das Erkundungsbedürfnis des Kindes unterstützen, indem sie altersgerecht Spielsituationen herstellen, die das Kind gerade so alleine bewältigen kann. Bei einem siebenmonatigen Jungen, der viel schrie, konnten die Eltern sehen, dass er versuchte zu einem Bauklotz zu robben. Das Objekt der Begierde lag allerdings viel zu weit weg. Daher legten die Eltern ihren Sohn, wenn er noch ausgeruht war, immer wieder auf eine Decke und platzierten interessante Spielsachen so, dass er sie mit ein wenig Anstrengung alleine erreichen konnte. Wenn das Kind dagegen müde, erschöpft oder verunsichert ist, soll dies bedingungslos mit Nähe, Trost und Geborgenheit beantwortet werden. Ich sehe diese Beratungsarbeit als eine „Beziehungsedukation“ an, in deren

Verlauf Eltern sich ihrer eigenen Stärken und Schwächen beim Wahrnehmen, Erkennen und Beantworten der Signale ihres Kindes bewusst werden und daran arbeiten, sich immer wieder auf das Kind einzuspielen.

3. Wie eine Entwicklungspsychologische Beratung abläuft

EPB ist eine interaktionszentrierte Entwicklungsberatung mit etwa vier bis sechs Videoaufnahmen, an die sich jeweils eine Betrachtung und Beratung anschließen. In Pforzheim wird EPB niedrigschwellig ohne Antragstellung an den stadtteilorientierten Familienzentren für Eltern mit Säuglingen und Kleinkindern bis zum dritten Lebensjahr angeboten. Außerdem können Eltern beim Jugendamt einen Antrag auf Hilfe zur Erziehung stellen. Dies geschieht dann oft zusätzlich zu einer anderen Hilfe etwa einer Sozialpädagogischen Familienhilfe als sogenannte Annexleistung.

Auf jeden Fall steht am Anfang das Kennenlernen bei der Familie zuhause. Die Familie hat ein Heimspiel. Ich habe mich auf die Begebenheiten vor Ort einzustellen. Die Eltern haben die Scheu zu überwinden, sich aufnehmen zu lassen. Ich bin unmittelbar mit der Kultur des Familiensystems konfrontiert. So war etwa in einer Familie mit einem zweijährigen Jungen keinerlei Spielzeug für diesen erreichbar. Daher sprach ich mit den Eltern zunächst ab, eine Aufnahme zu machen, bei der der Junge und die Mutter zusammen mit einem Feuerwehrauto spielen.

Im ersten Gespräch werden Ziele miteinander vereinbart. Hier wird darauf geachtet, dass diese auf das Kind bezogen formuliert sind. Etwa, dass der zweijährige Junge lernt, der Mutter zu folgen, ein dreieinhalb Jahre altes Mädchen soll sich schneller beruhigen oder die Eltern eines acht Monate alten Jungen waren sehr gestresst und wünschten sich, dass er alleine schläft und besser durchschläft. Ich frage im ersten Gespräch nach

Schwangerschaft, Geburt, den ersten Stunden und Tagen mit dem Kind, den Meilensteinen der Entwicklung, nach Belastungen und Ressourcen. Beim zweiten Treffen wird eine etwa fünfzehnminütige Interaktion beim Spielen, Füttern oder Wickeln auf Video aufgenommen. Beim nächsten Treffen schauen wir gemeinsam eine ausgewählte gelungene Interaktionssequenz an. Ich verdeutliche den Eltern, was ihr Kind schon alles kann, was die aktuelle Entwicklungsaufgabe ist und zeige eine Sequenz, bei der das Kind und die Eltern gut aufeinander eingespielt sind. Danach folgen im Wechsel noch weitere Videoaufnahmen und anschließend Beratungen anhand ausgewählter Ausschnitte, bei denen den Eltern neben einem positiven Ausschnitt auch nicht gelungene Szenen gezeigt werden und besprochen wird, wie die Eltern das Kind besser unterstützen können.

4. Was den Charme der Arbeit mit Video ausmacht und wo die Grenzen liegen

Ist das Vertrauen da und der Mut gefasst, sich selbst im Video zu sehen und zu hören, können Schleusen aufgehen und Einsichten wie in einem natürlichen Flussbett voran fließen.

Das Betrachten der ausgewählten Ausschnitte zaubert Eltern immer wieder Glanz in ihre Augen, den sie dann auch ihren Kindern zeigen. Eltern verstehen durch die Bilder auch mit dem Herzen. Papousek et al. (2006) sehen in der Beratung mit Video eine videogestützte Kommunikationsanalyse im Spiel als psychodynamisch bedeutungsvolles ‚klinisches Fenster‘ (S. 241). Meinen Job dabei verstehe ich darin, die Eltern anzuleiten zunächst nur zu schauen und die Bilder wirken zu lassen. Oft sagt ein Bild mehr als tausend Worte. Dann erst treten wir ein in eine Beschreibung. Was sehen die Eltern? Häufig haben Eltern Aha-Erlebnisse, sehen zum ersten Mal etwas von einer anderen Warte aus. Ohne

Videoaufnahme ist dies viel schwerer zu erreichen, es bedarf vieler Worte und die Eltern geraten ganz schnell ins Denken, kommen ins Bewerten und ins Abwerten und dann zum Erhalt ihres Selbstwertes ins Abwehren. Trotzdem ist es erforderlich dabei zu bleiben und es bedarf einiger Zeit und Hartnäckigkeit, sich selbst immer wieder zu betrachten und zu entwickeln. Eine Beratung mit Video kann auch überfordern, besonders in Familien mit Neugeborenen oder wenn sich andere Belastungen häufen. In manchen Lebenssituationen entscheiden sich Eltern gegen die Arbeit mit Video oder Termine werden immer wieder abgesagt oder verschoben, bis hin zu einem Abbruch der Beratung.

Das Betrachten der Videos hat einen weiteren Vorteil, nämlich dass dies nicht in der heißen Situation geschieht, sondern mit Distanz und Abstand. Während Eltern etwa im Konflikt mit einem Kind sind, besteht die Gefahr, dass die Eltern durch Stress überflutet werden. Eltern schauen sich das Video in einer stressfreien und entspannten Atmosphäre an und können so einordnen, welche Funktion schwieriges Verhalten des Kindes hat und wie sie ihr Kind gut unterstützen können. Die Arbeit mit Videoaufnahmen stellt somit auch eine Methode der Distanzierung dar.

Die Szene auf dem Video, bei der der zweijährige Junge einen Trotzanfall hat, als ihm die Mutter verwehrt, mit einem Trinkglas herum zu spielen, muss nicht mehr schambesetzt von der Mutter kritisiert werden. Sie kann es auch so sehen, dass ihr Sohn seinen Willen ausprobiert und Gefühle von Frust und Wut zeigt. In einer anderen Szene ist zu sehen, wie der Junge gerne mit der Fernbedienung spielen möchte und er dort auf das Angebot der Mutter eingeht, stattdessen eine Garage für sein Feuerwehrauto zu bauen. Die Mutter erlebt sich so im Nachhinein als wirksam und kompetent. Ihr Sohn lernt im sicheren Kontakt mit ihr seine Gefühle kennen und nach und nach zu regulieren.

Die „Gespenster im Kinderzimmer“ (vergleiche auch Jacubeit, 2004) werden in der Beratung der ausge-

wählten Videosequenzen nach meiner Erfahrung schnell sichtbar und benennbar. Andererseits braucht eine EPB manchmal auch eine Ergänzung durch andere Hilfen. Etwa wenn während einer Beratung sichtbar wird, dass die junge Mutter, die kaum mit ihrem Baby spricht, dies zwar sieht, aber nicht verändern kann. In dieser Situation geht es als erstes darum, geeignete Bezugspersonen für das Kind zu finden und die Mutter für therapeutische Hilfe zu motivieren. Sind die Einschränkungen der Feinfühligkeit der Eltern allerdings milder, gelingt es Eltern durch die Bilder leichter zu sehen, was das Kind zeigt und dass dies die Bedürfnisse des Kindes widerspiegelt. So erkannte eine Mutter, ohne dass ich irgendetwas gesagt habe, anhand der ersten gelungenen Situation beim Mittagessen, dass ihre eineinhalb jährige Tochter nicht, um sie zu ärgern, mit den Händen isst und mit den Nudeln spielt, sondern, weil sie Freude daran hat und dies erkunden will. Sie erinnerte sich daran, wie streng ihre eigenen Eltern mit ihr am Familientisch waren und wie sie beim gemeinsamen Essen unter Druck geriet. Im weiteren Verlauf der Beratung konnten Vater und Mutter dafür Sorge tragen, dass der Esstisch schön gedeckt war, alle zusammen mit Freude aßen und mit Nudeln, Sauce und so weiter hantierten und ganz nebenbei der Tochter gezeigt wurde, wie sie mit Gabel und Löffel essen kann. Die Bedürfnisse des Kindes traten also in den Mittelpunkt und die Eltern fanden kreativ passende Lösungen, so dass das Miteinander ins Zentrum gerückt wurde.

5. Wie sich meine Beratungen verändert haben

Weitere Kanäle als die gesprochene Sprache zu benutzen, erleichtert meiner Erfahrung nach Entwicklungsprozesse und kreative Lösungen in der Beratungsarbeit. Liegen Sprachbarrieren vor, etwa wenn die Muttersprache der Eltern eine andere ist, wird das Bera-

tungsgespräch durch die Bilder oft erst ermöglicht, auf jeden Fall erleichtert.

Auch wenn ich ohne Video berate, bitte ich nun Eltern häufig darum, mir Situationen mit dem Kind zu beschreiben, als würden sie über einen Filmausschnitt berichten. Wenn die Eltern sehr aufgeregt und verstrickt sind, lasse ich sie die Interaktionen mit dem Kind schildern, als würden sie über Schauspieler berichten. Ich frage immer wieder danach, was das Kind macht, wie es auf die Eltern reagiert, was die Eltern empfinden und beim Kind wahrnehmen. Auch wenn es häufig gewünscht ist und für die Entwicklung des Kindes notwendig ist, dass Eltern an sich selbst arbeiten, etwa daran, wie sie sich selbst in Konfliktsituationen mit dem Kind beruhigen können, komme ich im Gespräch mit Eltern immer wieder auf das Kind zurück. Das Verhalten und die Entwicklung des Kindes sind der Maßstab.

Wenn ein Kind häufig außer sich gerät und die Eltern die Idee haben, sie seien zu wenig konsequent, dann rate ich den Eltern auszuprobieren, in der Sache bei ihrem Nein zu bleiben, gleichzeitig aber dem Kind viel Bindung durch Augenkontakt, Berührung und namentliche Ansprache anzubieten. Auch für Eltern mit Vorschul- und Schulkindern orientiere ich meine Beratung immer wieder an beobachteten, erinnerten und beschriebenen oder aufgenommenen Interaktionsabläufen. Die videogestützte Beratung wurde von Gloger-Tippelt et al. (2014) mittlerweile auch für Eltern mit älteren Kindern beschrieben und evaluiert.

Ab und an mache ich mir auch zu Nutze, dass mittlerweile die meisten Eltern mit ihren Smartphones ohnehin ständig fotografieren und filmen. So können sich Eltern einander nebenbei mit ihrem Kind filmen und wir schauen uns anschließend mit der entwicklungspsychologischen Brille einzelne Sequenzen an. Dabei leite ich die Eltern an, dass sie jedes Mal mindestens eine gelungene Interaktion finden und betrachten. Ich empfehle den Eltern, schwierige Interaktionen, z. B. eine Eskalation, nicht mit dem Kind zu betrachten, um es nicht zu beschämen.

Manchmal nutze ich auch Situationen in meinem Beratungszimmer, wenn Kind und Eltern zusammen da sind, indem ich Eltern anschließend alleine einlade, und wir dann (auch ohne Videoaufnahme) die Szenen wieder herholen und darüber sprechen. Die Basis der Beratung ist nach wie vor eine vertrauensvolle Beratungsbeziehung. <

Literatur

- Cooper, Hoffman, Marvin & Powell (2000). Kreis der Sicherheit. Download am 16.04.2018: <https://www.circleofsecurityinternational.com/userfiles/Downloadable%20Handouts/circle-of-security-w-formula-german.pdf>
- Gloger-Tippelt, G., Ziegenhain, U., Künster, A. K., Izat, Y., (2014). Entwicklungspsychologische Beziehungstherapie (EBT) 4–10 – Ein bindungsorientiertes psychotherapeutisches Modul zur Förderung der

- Beziehung zwischen Eltern und ihren Kindern im Vor- und Grundschulalter. Psychotherapie Forum, 19, S. 50–59.
- Jacubeit, T. (2004). Gespenster am Esstisch. Psychodynamische Aspekte in der Behandlung von Fütterstörungen. In Papousek, M., Schiche, M., Wurmser, H. (Hrsg.) Regulationsstörungen der frühen Kindheit. Frühe Risiken und Hilfen im Entwicklungskontext der Eltern-Kind-Beziehungen. Bern: Verlag Hans Huber, 263 – 280.
- Korittko, A. und Pleyer, K. H. (2016). Traumatischer Stress in der Familie. Heidelberg: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Papoušek, M. Wollwerth de Chuquisengo, R. (2006). Integrative kommunikationszentrierte Eltern-Kleinkind-Psychotherapie bei frühkindlichen Regulationsstörungen. Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 55, 4, S. 235-254.
- Papoušek, M. & Cierpka, M.. Der Klinische Blick. Grundlagen und Gefährdungen der intuitiven elterlichen Kompetenz. 19.4.2012 62. Lindauer Psychotherapiewochen. Download 222.lptw.de am 3.4.18

- Ziegenhain, U. (2005). Bindungstheoretisch konzeptionalisierte Modelle der frühen Prävention. Kinderärztliche Praxis.
- Ziegenhain, U., Fries, M., Bütow, B., Derksen, B. (2006). Entwicklungspsychologische Beratung für junge Eltern: Grundlagen und Handlungskonzepte für die Jugendhilfe. Weinheim: Juventa
- Ziegenhain, U., Gebauer, S., Ziesel, B., Künster, A., Fegert, J. (2010). Lernprogramm Baby lesen. Stuttgart: Hippokrates Verlag.

Claudia Theilmann-Braun

Diplom-Psychologin,
Systemische Familientherapeutin (SG),
Onlineberaterin (DGOB),
zertifizierte Familienmediatorin,
Traumatherapie nach PITT
Beratungsstelle für Kinder, Jugendliche
und deren Familien aus Pforzheim
Baumgäßchen 3
75172 Pforzheim
info@beratung-pf.de
www.beratung-pf.de



aus dem Kunstprojekt der Schülerinnen und Schüler des achten Jahrgangs der Evangelischen Schule Köpenick in Berlin, S. S. 62

Informationsethik

Eine Standortbestimmung

■ RAFAEL CAPURRO, STUTTGART¹

Beschrieben werden ethische Herausforderungen in einer Informationsgesellschaft. Der Begriff Informationsethik wird unter zwei Gesichtspunkten beleuchtet: im weiteren Sinne geht es um ethische Fragen, die sich auf alle Arten digitaler Phänomene beziehen einschließlich aller nicht-digitalen Phänomene, die aber digitalisiert sind oder digitalisiert werden können. Im engeren Sinne beschäftigt sich Informationsethik mit ethischen Fragen der menschlichen Kommunikation in einer digitalen Umwelt. Eine nicht-metaphysische Begründung von Informationsethik im engeren Sinne wird gegeben.

1. Einführung

Der Begriff Informationsethik reicht vermutlich bis in die frühen 1980er Jahre zurück, als der Computer im bibliografischen Bereich sich allmählich durchsetzte und sich neue Fragen vor allem in Bezug auf den online Zugang zu wissenschaftlichen Dokumenten und ihren Surrogaten (*abstracts*) stellten.² Die ersten internationalen Datenbanken und Informationssysteme, wie zum Beispiel INIS (*International Nuclear Information System*) der *International Atomic Energy Agency* (IAEA), gehen auf die 1970er Jahre zurück. Joseph Weizenbaums „Computer Power and Human Reason“ erschien 1976.

Als Mitte der 1990er Jahre das Internet entstand, weitete sich die Bedeutung auf dieses Medium aus, und es gab konkurrierende Bezeichnungen, wie zum Beispiel *Cyberethik*. Dies geschah zunächst nicht nur in Abgrenzung zu den ethischen Fragen im Bibliothekswesen (Bibliotheksethik) in der Informatik (Computerethik), sondern vor allem in Bezug auf den Bereich der Massenmedien (Medienethik), wobei der Ausdruck ‚Medienethik‘ inzwischen auch umfassender gebraucht wird.³

Im weiteren Sinne umfasst Informationsethik Fragen der Digitalisierung, d.h. der Rekonstruktion aller möglichen Phänomene im Medium von 0 und 1 als digitale Information sowie des Austauschs, der Kombination und der Verwertung dieser Information im Medium digital vermittelter Kommunikation. Die Verschwommenheit dieses Begriffs von Informationsethik ist der Umfassendheit der Digitalisierung geschuldet, ihrem Sog, alles in sich aufzusaugen und als seiend nur noch gelten zu lassen, was digitalisierbar ist. Ich spreche in diesem Zusammenhang von einer digitalen Ontologie.⁴

Im Rahmen dieses Verständnisses von Informationsethik hat das International Center for Information Ethics (ICIE) zunächst einen Schwerpunkt in seiner Arbeit gesetzt, nämlich die Auseinandersetzung mit dem Internet (Netzethik) und der digital vermittelten Kommunikation.⁵ Diese Schwerpunktsetzung ist pragmatisch: Informationsethik muss mit einem der möglichen Gegenstände beginnen, und das Netz stellt hierbei zweifelsohne eine der neuartigsten Herausforderungen dar. Das lässt sich am Beispiel der aktuellen Diskussion um die Wissensgesellschaft zeigen.

2. Themen der aktuellen Diskussion um die Wissensgesellschaft

Auf der praktischen Ebene hat das Nachdenken darüber, was der Anruf der Freiheit in der kategorialen Gestalt des Netzes verspricht, längst begonnen. Nach den konkreten Ausformungen von Informationsfreiheit zu fragen, heißt, auf die Ungerechtigkeiten in der realen Welt zu achten, nicht zuletzt, indem wir uns fragen, was sollen und können wir im Netz und mittels des Netzes tun, um eine Welt zu gestalten, die ökonomisch, militärisch, politisch, technisch, moralisch, religiös... zumindest *weniger gewaltsam* wird.

Welche sind die Topthemen in der aktuellen Diskussion um die digitale Weltvernetzung? Ich nehme als Beispiel die Website von polit-digital e.V. und der Deutschen Gesellschaft für die Vereinten Nationen, die mit Unterstützung vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit betreut wird. Die Themenliste umfasst folgende Rubriken, deren Erläuterungen hier abgekürzt wiedergegeben sind:

1. *Digitale Spaltung*: Wer von „Digitaler Spaltung“ redet, redet immer auch über fehlende technische Infrastruktur. Die Frage ist, ob und inwiefern die Informationstechnik (allein) zur Überwindung der digitalen Spaltung beiträgt.

2. *Medien & Kompetenz*: Ein Computer allein reicht nicht mehr. Auf die kompetente Bedienung kommt es an. Die Frage lautet dann, wie die Vermittlung von Medienkompetenz bei der Überwindung des digitalen Grabens helfen kann.

3. *Inhalte & Vorbilder*: Auf die Inhalte kommt es an. Was ist aber ein guter Inhalt? Wo kann das Internet Mehrwert sein? Und wo ein Vorbild?

4. *Wissen & Besitz*: Im Internet türmen sich Berge von Informationen. Doch wem gehören sie? Unternehmen, der Allgemeinheit oder gar dem Staat? Wie steht es um die Kommerzialisierung von Wissen?

5. *Multi & Kulti*: Das Internet steht für Vielfalt in einer globalisierten Welt. Es ist die Frage, ob es diesem Anspruch auch gerecht wird. Gibt das Netz kulturelle Vielfalt wieder oder dominiert eine Kultur alle anderen?

6. *Beteiligung & Spielregeln*: Um die neuen Medien zu nutzen, um damit Bürgerbeteiligung und Gemeinwesen zu stärken, braucht es Regeln und Gesetze. Die Diskussion rund ums *eGovernment* und *eDemocracy* ist voll im Gange.

7. *Piraten & Terroristen*: Wie gefährlich ist Cyberkriminalität? Ist eine Kriminalisierung von Hackern und Raubkopierern gerechtfertigt oder wird mit Bedrohungsszenarien übertrieben?

8. *Daten & Schutz*: Ist das Sicherheitsbedürfnis von Einzelpersonen real, die wahre Bedrohung aber nur virtuell? Wie sollten und können die individuellen Rechte geschützt werden? Wie viel Daten müssen z.B. Pro-

vider speichern, was den Sicherheitsbehörden melden?

9. *UNO und Info-Gesellschaft*: Wie kann die UNO den Wandel hin zu einer Wissens- und Informationsgesellschaft mitgestalten und welche Positionen hat sie dabei bislang eingenommen? Vordringliches Ziel des *World Summit on the Information Society* (WSIS) ist es, allen Menschen gleichberechtigten Zugang zu Wissen zu ermöglichen, so der Generalsekretär der Vereinten Nationen, Kofi Annan.

Diese Fragen weisen auf Chancen und Gefahren der globalen Vernetzung hin. Sie stellen eine zugleich politische und ethische Herausforderung dar. Verschiedene insbesondere zivile Organisationen bemühen sich um Lösungsvorschläge bezüglich der ethischen und juristischen Rahmenbedingungen einer gerechte(re)n Weltinformations- und Kommunikationsordnung zum Beispiel in Form eines Wertekatalogs, der als Orientierung politischen Handelns sowie rechtlicher Normierung dienen soll.

„*Charta der Bürgerrechte für eine nachhaltige Wissensgesellschaft*“

Ein Beispiel eines solchen Wertekatalogs ist die „*Charta der Bürgerrechte für eine nachhaltige Wissensgesellschaft*“, ein kollaboratives Werk zivilgesellschaftlicher Akteure, insbesondere der Heinrich Böll Stiftung, die damit ein Diskussionsangebot zum UN-Weltgipfel zur Informationsgesellschaft unterbreiten wollen.

„*Die Ausgangsthese ist*“, so Olga Drossou, Referentin für Medienpolitik und Neue Medien der Heinrich Böll Stiftung in Berlin,

„*dass die Digitalisierung einen erheblichen Neuordnungsbedarf im Hinblick auf den Umgang mit Wissen hervorruft. Aus unserer Sicht wird die Auseinandersetzung hierzulande, aber auch weltweit, sehr stark durch die Bestandsinteressen der Informationswirtschaft und der Verwertungsindustrie geprägt. Das herrschende Problembe-*

wusstsein erschöpft sich in Begriffen wie Raubkopien und geistiger Enteignung. Wir meinen dagegen, dass es bei der Gestaltung der künftigen Wissensordnung mehr zu bedenken gibt als die Absatzprobleme einzelner Branchen. Aus unserer Sicht geht es um nichts Geringeres als die Konzeption einer nachhaltigen Wissensgesellschaft, die auch für die künftigen Generationen das Wissen der Vergangenheit zugänglich vorhält. Nur durch den ungehinderten Zugang zu Wissen können die kreativen Potenziale erschlossen und soziale und wirtschaftliche Erfindungen gefördert werden, die für die Zukunft unserer Gesellschaft und ihrer Verantwortung für globale Nachhaltigkeit erforderlich sein werden.“⁶

Die ethischen Werte die nach dieser „*Charta*“ zu bewahren und zu fördern gilt, lauten in Kurzform:

1. Wissen ist Erbe und Besitz der Menschheit und damit frei
2. Der Zugriff auf Wissen muss frei sein
3. Die Verringerung der digitalen Spaltung muss als Politikziel hoher Priorität anerkannt werden
4. Alle Menschen haben das Recht auf Zugang zu den Dokumenten öffentlicher und öffentlich kontrollierter Stellen.
5. Die ArbeitnehmerInnenrechte müssen auch in der elektronisch vernetzten Arbeitswelt gewährleistet und weiterentwickelt werden
6. Kulturelle Vielfalt ist Bedingung für individuelle und nachhaltige gesellschaftliche Entwicklung
7. Mediale Vielfalt und das Angebot von Information aus unabhängigen Quellen sind unerlässlich für den Erhalt einer aufgeklärten Öffentlichkeit
8. Offene technische Standards und offene Formen der technischen Pro-

duktion garantieren die freie Entwicklung der Infrastrukturen und somit eine selbstbestimmte und freie Kommunikation

9. Das Recht auf Achtung der Privatheit ist ein Menschenrecht und ist unabdingbar für die freie und selbstbestimmte Entfaltung von Menschen in der Wissensgesellschaft.

Diese knappen Hinweise auf brisante Diskussionsthemen der Wissensgesellschaft unter einer ethischen Perspektive machen aber deutlich, dass hier nicht nur eine politische, sondern eine kulturelle und letztlich auch eine philosophische Herausforderung ersten Ranges vorliegt, die mit Diskussionen in Online-Foren oder mit der Erstellung von Wertekatalogen nicht erschöpft ist. Sie verlangt vielmehr einen langfristigen interdisziplinären und interkulturellen Dialog, der nicht zuletzt sich des Mediums bedient, das er zugleich problematisieren soll.⁷

Ein solcher Dialog kann wiederum selbst als ethisch bezeichnet werden, sofern nämlich damit nicht nur eine intellektuelle Tätigkeit der Reflexion über Moral und insbesondere der Moralbegründung, sondern eine gestaltende Kraft gegeben ist, die sich aber keinesfalls einbildet, aus der hohen Warte der Moral, anderen zu diktieren, wie sie im Netz oder ohne das Netz zu denken und zu handeln haben.

3. Ansätze zur Informationsethik

Es ist eine Stärke und kein Manko der Ethik, dass sie sich auf unterschiedliche Denkansätze berufen kann. Diese Vielfalt schützt uns vor fundamentalistischen Verkürzungen und entlässt uns keineswegs aus der Verantwortung im jeweiligen Fall zu berücksichtigen, was genau zum Beispiel unter Menschenwürde zu verstehen ist und wie diese in Bezug auf unser Informationshandeln gegebenenfalls (besser) zu schützen wäre.

In der heutigen ethischen Diskus-

sion ist es beinahe Mode geworden, utilitarische und deontologische Ansätze als unvereinbare Gegensätze darzustellen und sie manchmal sogar mit geographischen Einteilungen diesseits und jenseits des Atlantik oder, innerhalb Europas, diesseits und jenseits des Ärmelkanals zu identifizieren. Im Unterschied zu solchen Verkürzungen sehen wir die lebendige Einbeziehung ethischer Ansätze unterschiedlicher philosophischer Provenienz, sowie aus anderen Kulturen und Epochen, als ein *pharmakon* gegen einseitiges Denken und Handeln.

Menschliches Denken und Handeln finden immer im Kontext kontingenter Situationen statt, was nicht heißt, dass wir einem unentrinnbaren Schicksal ausgeliefert wären. Vielmehr bildet diese Einsicht die Voraussetzung dafür, dass wir die digitale Weltvernetzung nicht verabsolutieren. Wir denken und leben in kontingenten Netzen. Das ist unsere Grundbefindlichkeit.

Thomas Hausmanning sieht im Anschluß an Überlegungen von Hans Blumenberg die ersten Wurzeln dieser Kontingenzerfahrung schon in der nominalistische Verunsicherung nach der Hochscholastik, wodurch die göttliche Garantie für die Vernünftigkeit der Welt zerbricht.⁸ Mit den Umbrüchen zu Neuzeit und Moderne, die sich daran anschließen, wird diese Wende zur Kontingenz vollendet: Pluralisierung und Entsubstantialisierung der Subjektvorstellung und die Heraufkunft eines nachmetaphysischen Zeitalters benennen schlagwortartig unsere Zeitsituation. Die Relativierung und Kontingentierung der Vernunft, die dabei geschieht, die Endlichkeit und Pluralität des Vernünftigen, erscheint jetzt, im Informationszeitalter, in der Erfahrung der digitalen Vernetzung, der unterschiedliche Formen technischer Netzwerke vor allem im 19. und 20. Jahrhundert vorausgingen.

Pluralisierung und Relativierung bedeuten aber keineswegs Beliebigkeit und Relativismus. Hausmanning weist in Anschluß an Kant mit Recht darauf hin, dass Freiheit

„nicht aus sich selbst bestehen

(bleiben) kann, sondern als reale eröffnet, durch Grenzziehungen offen gehalten werden muss. Hierfür ist zunächst einmal die Ethik zuständig (als Basis auch des Rechts)“.⁹

Wenn wir in diesem Rahmen Informationsethik zu betreiben versuchen, sind wir uns zunächst darin einig, dass das erste Verbindende die Frage selbst ist: Wir treffen uns in der plural-dezentrierten Zeitsituation und in der globalisierten Welt zuallererst in der Frage nach einer Orientierungsbasis. Sie erlaubt es uns, mitten in den *constraints* der real-politischen Auseinandersetzung, vor allem aber mitten in der real-sozialen Wahrnehmung dessen, was unerträglich ist, und was keinen Aufschub erduldet, doch Zeit und Raum zu finden, um uns auf die Differenzen einzulassen, sie in uns, individuell und sozial, zuzulassen.

Eben dieses Zulassen der Orientierungsfrage, ist bereits ein Teil jener *nicht-substantiellen Orientierungsbasis*, die wir, bei allen Differenzen, gemeinsam suchen. In der Sprache der Tradition würden wir sagen, dass wir im Kontext der Informationsethik nach Möglichkeiten der Verwirklichung menschlicher Freiheit unter den kategorialen Bedingungen der Weltvernetzung fragen. Der Ausdruck „nicht-substantielle Orientierungsbasis“ ist dabei in einem gewissen Sinne ein Oxymoron, sofern nämlich mit Basis etwas Festes angedeutet wird, während in Wahrheit die digitale Weltvernetzung uns mit einer zugleich kollektiven und kontingenten Form von Freiheit, Geschichte und Subjektivität konfrontiert, also mit Dynamik und Vielfalt sowie mit einem Wegbrechen der traditionellen Festigkeiten, deren Tragweite wir heute kaum ermessen können.

Diese Situation fordert auch von EthikerInnen eine Offenheit, die Wagnischarakter hat. Interessanterweise ist es ein Theologe, der schon 1965 solche Offenheit als Erfordernis für die Ethik in der Moderne einfordert. Gegenüber der Moral, die an der Verteidigung von bestimmten Gestalten interessiert ist, muss die Ethik, so Karl Rahner in einem

berühmten Vortrag mit dem Titel „Experiment Mensch“, sich dem schmerzhaften Wagnis der Freiheit stellen.¹⁰ Ich glaube, dass das Internet Teil dieses Freiheitswagnisses ist.

Wenn das ‚Wesen‘ (verbal gedacht) des Menschen in der Möglichkeit der (Selbst-) Manipulation besteht, dann ist die Frage nach dem Woraufhin offen und lässt sich nicht von einem konkreten Zustand her moralisch legitimieren und beantworten. Im Unterschied zum Moralisten („Der Mensch darf und soll nicht alles tun, was er kann“) und zum nüchternen Skeptiker („Es ist nicht zu erwarten, dass der Mensch unterlassen wird, was er tun kann“) schreibt Rahner:

„Das absolute, absolut durchschaute System, das reibungslos funktioniert, könnte per definitionem nur von einem gebaut werden, der selbst schlechthin außerhalb seiner steht; auch die lernende und sich selbst adaptierende Maschine kann, solange sie mit dem Universum nicht identisch ist, dies nur innerhalb eines endlichen Bereiches.“¹¹

Sich zum Wagnis der Freiheit zu bekennen, bedeutet aber nicht, Ambivalenzen zu verkennen. So ist zum Beispiel im industriellen und postindustriellen Zeitalter der Netzbegriff vorwiegend positiv belegt, während er in der Agrargesellschaft stärker zwispältige Konnotationen besaß. Die Sprache bewahrt Spuren dieser Ambivalenz, zum Beispiel in den Ausdrücken „den Faden verlieren“, „sich in den Netzen verfangen“, sowie in Worten wie „Liebesnetze“ und „Fangnetze“. Die Ambivalenz bleibt auch für die digitalen Netze bestehen: Bei aller Anerkennung um die Vorteile der digitalen Vernetzung sollten wir uns zugleich immer bewußter werden, dass, wenn wir eine Orwellsche surveillance society vermeiden wollen, gerade auf die Lücken des Netzes angewiesen sind. Je engmaschiger die Netze, um so schwieriger ist es auch, im informationstechnischen Labyrinth zwar nicht den einen wohl aber einen Ariadnefaden zu finden, den wir aber immer

mit anderen Fäden selbst verknüpfen müssen.¹² Die Maschen, die wir dabei stricken und in denen wir uns volens nolens verstricken, sind unser Leben selbst. Denn wir sind immer schon als Natur- und Kulturwesen vernetzt, im Netz des Lebens, das heißt der Natur und der Sprache.

Den Begriff der Netzethik, die wir uns in den kontingenten Netzen von Lebenswelt, Kultur und Digitalität zur Aufgabe gemacht haben, können wir dabei im Sinne eines *genitivus obiectivus* und *subjectivus* verstehen. In der ersten Bedeutung meinen wir die Kritik an einer Ausformung unseres digitalen Seins, die von den realen Nöten der Menschen absieht, anstatt zu fragen, inwiefern das Netz bestehende Ungerechtigkeiten zementiert und sogar vertieft oder, positiv ausgedrückt, inwiefern die Globalisierung den Menschen konkrete Chancen bietet, sich in einer pluralen und komplexen Welt ein nach ihren eigenen Vorstellungen und Wünschen besseres Leben zu gestalten. Diese Problematik wird heute vor allem unter dem Stichwort *digital divide* thematisiert. Wir können auch von *digitaler Apartheid* sprechen.

Die zweite Bedeutung bezieht sich auf die Art und Weise wie wir im Netz sind. Hier sehe ich die Chance für eine Netzethik im Rahmen einer Philosophie der Lebenskunst. Wenn Wilhelm Schmid auf die „Gefahr einer bloßen Unterwerfung des Selbst unter die technologischen Bedingungen“ aufmerksam macht,¹³ dann ist zu fragen, inwiefern dabei die Unterscheidung zwischen den Massenmedien und dem Internet ausfällt, die den entscheidenden Unterschied zwischen der Massenkultur des 20. Jahrhunderts und der neuen vernetzten und interaktiven Kommunikationskultur in diesem zweifellos nicht undramatisch beginnenden 21. Jahrhundert ausmacht.

Wenn Misstrauen eher Gelassenheit am Platz ist, dann vor allem in Bezug auf jene Schleusenwärter der Information, die mittels einer hierarchischen *one-to-many* Struktur, eine Masse durch eine universal ausgerichtete Botschaft neuerdings auch durch das Internet zu erreichen und

ihre Aufmerksamkeit zu fesseln versuchen. Wir können diese Gefahr als das CNN-Effekt bezeichnen. Das Subjekt ist aber ein historisches Gebilde, als *face-to-face* Diskutierender, Leser, Zuschauer oder Zuhörer von massenmedialen Botschaften und - als Sender und Empfänger im digitalen Netz. Die moralischen und rechtlichen Bedingungen der Massenmedien lassen sich nicht eins zu eins auf das Internet übertragen, ohne damit die Chancen dieses Mediums für eine neue Form der Ausgestaltung unserer Freiheit aus dem Blick zu verlieren. Das heißt wiederum nicht, dass im Internet keine rechtlichen und moralischen Normen notwendig wären. Es ist gerade die Hauptaufgabe einer Informationsethik zur Bildung eines *Cyberethos* beizutragen, von dem aus sich rechtliche Normen herauskristallisieren können.

Informationsethik lässt sich demnach als deskriptive und emanzipatorische oder normative Theorie unter jeweils historischer und systematischer Perspektive auffassen:

- Als deskriptive Theorie beschreibt sie die verschiedenen Strukturen und Machtverhältnisse, die das Informationsverhalten in verschiedenen Kulturen und Epochen bestimmen.
- Als emanzipatorische oder normative Theorie befasst sie sich mit der Kritik der Entwicklung moralischen Verhaltens im Informationsbereich. Sie umfasst individuelle, kollektive und menschheitliche Aspekte.

Mit anderen Worten, Informationsethik soll

- die Entwicklung moralischen Verhaltens im Informationsbereich, und insbesondere im Bereich der digitalen Weltvernetzung, beobachten,
- Informationsmythen aufdecken und kritisieren, Machtverhältnisse, die das Informationsverhalten bestimmen, analysieren,
- verdeckte Widersprüche der herrschenden theoretischen und prak-

tischen Sprachnormierung offen legen

- die Entwicklung informationsethischer Fragestellungen beobachten.

Eine so verstandene informationsethische Reflexion umfasst kultur- und philosophiehistorische Dimensionen. Die Frage nach der Freiheit des Zugangs zum digitalen Netz (*freedom of access*) lässt sich zum Beispiel in Auseinandersetzung mit der modernen Pressefreiheit (*freedom of the press*) und der antiken Redefreiheit (*freedom of speech*) erörtern.

Daraus ergeben sich folgende Ausbildungsziele:

- Selbständige Erkennung und Problematisierung ethischer Konflikte im digitalen Informationsbereich.
- Verantwortungssinn für die Auswirkungen individuellen und kollektiven Handelns im digitalen Informationsbereich wecken.
- Fähigkeit zum interkulturellen Dialog im Sinne von Anerkennung der Vielfalt von Informations- und Medienkulturen mit ihren jeweiligen Werten und Traditionen.
- Grundkenntnisse ethischer Begriffe und Theorien und ihre Relevanz für die alltägliche Informationspraxis vermitteln.

Mit anderen Worten, die primäre Aufgabe einer Netzethik besteht darin, unser Im-Netz-sein im Kontext von Freiheit, Gerechtigkeit, kultureller Vielfalt und Chancengleichheit zu thematisieren und umgekehrt, diese Dimensionen menschlichen Seins aus

der Perspektive des digitalen Weltentwurfs neu zu reflektieren.

Unsere digitalen Wohnorte sind nur scheinbar raum- und zeitlos. Das Thema des ICIE-Symposiums 2004 (s. <http://www.capurro.de/ICIE2004Symposium.html>) drückt eine wichtige vor uns liegende Denkaufgabe aus, nämlich das Lokalisieren des Internet aus ethischer und interkultureller Perspektive. Im Informationszeitalter sollten wir, wie Manuel Castells richtig bemerkt, lokal, d.h. situationsbezogen denken und, in Anbetracht der global agierenden Mächte vor allem im Medium der Weltvernetzung, global handeln, denn sonst macht es keinen Unterschied.¹⁴ <

Anmerkungen

- 1 Aus: *International Journal of Information Ethics* (seit 2005: *International Review of Information Ethics [IRIE]*) 6(2004), Vol. 1, 1-7. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors. Weitere Beiträge des Autors zum Thema Informationsethik finden sich unter <http://www.capurro.de/db.htm#informationsethik>.
- 2 Rafael Capurro: *Hermeneutik der Fachinformation*.
- 3 Klaus Wiegerling: *Medienethik*.
- 4 Rafael Capurro: Beiträge zu einer digitalen Ontologie.
- 5 Thomas Hausmanninger/Rafael Capurro: Einleitung: Eine Schriftenreihe stellt sich vor, 10.
- 6 Olga Drossou: Die „Charta der Bürgerrechte für eine nachhaltige Wissensgesellschaft“ und der Weltgipfel zur Informationsgesellschaft (WSIS) 2003.
- 7 Charta der Bürgerrechte für eine nachhaltige Wissenschaft
- 8 Thomas Hausmanninger/Rafael Capurro: *Ethik in der Globalität. Ein Dialog*, 13-14.
- 9 Thomas Haussinger/Rafael Capurro: *Ethik in der Globalität. Ein Dialog*, 18
- 10 Karl Rahner: *Experiment Mensch*.
- 11 Karl Rahner, *Experiment Mensch*, 66.
- 12 Rafael Capurro: *Ethik im Netz*, 48-50.
- 13 Wilhelm Schmid: *Philosophie der Lebenskunst*, 136.
- 14 Harry Kreisler: *Identity and Change in the Network Society. Conversation with Castells*, 5.

Literatur

- Capurro, R (1986). *Hermeneutik der Fachinformation*.
- ders. (2002). Beiträge zu einer digitalen Ontologie. In: <http://www.capurro.de/digont.htm>
- ders. (2003). *Ethik im Netz*. Franz Steiner Verlag, Stuttgart.
- Charta der Bürgerrechte für eine nachhaltige Wissensgesellschaft. In: <http://www.worldsummit2003.de/download/de/Charta-Flyer-deutsch.pdf>
- Drossou, O. (2003). Die „Charta der Bürgerrechte für eine nachhaltige Wissensgesellschaft“ und der Weltgipfel zur Informationsgesellschaft (WSIS). In: <http://politik-digital.de/news/wissensgesellschaftcharta-shtml-3109/>
- Hausmanninger, Th./Capurro, R. (2002). Einleitung: Eine Schriftenreihe stellt sich vor. In: Th. Hausmanninger/R. Capurro (Hrsg.): *Netzethik. Grundlegungsfragen der Internetethik*. Schriftenreihe des ICIE Bd. 1, Fink, München, 7-12.
- dies. (2002). *Ethik in der Globalität. Ein Dialog*. In: Th. Hausmanninger/R. Capurro (Hrsg.): *Netzethik. Grundlegungsfragen der Internetethik*. Schriftenreihe des ICIE Bd. 1, Fink, München, 13-36.
- Kreisler, H. (2001). *Identity and Change in the Network Society. Conversation with Manuel Castells*. In: <http://globetrotter.berkeley.edu/people/Castells/castells-con1.html>.
- Rahner, K. (1966). *Experiment Mensch. Theologisches über die Selbstmanipulation des Menschen*. In: H. Rombach (Hrsg.). *Die Frage nach dem Menschen. Aufsätze einer philosophischen Anthropologie*. Festschrift für Max Müller zum 60. Geburtstag. Alber, München, 45-69.
- Schmid, W. (1998). *Philosophie der Lebenskunst*. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Weizenbaum, J. (1976). *Computer Power and Human Reason*. Freeman, San Francisco.
- Wiegerling, K. (1998). *Medienethik*. Metzler: Stuttgart.
- Dr. Rafael Capurro**, Professor em. Hochschule der Medien (HdM) Stuttgart
 Capurro Fiek Foundation for Information Ethics, (<http://www.capurro-fiek-foundation.org>)
 Distinguished Researcher at the African Centre of Excellence for Information Ethics (ACEIE)
 Department of Information Science,
 University of Pretoria, South Africa
 International Review of Information Ethics (IRIE)
 Redtenbacher Straße 9
 76132 Karlsruhe
 Rafael@capurro.de

Langzeitfolgen von (Kriegs)Kindheiten über mehrere Generationen in Beratung und Begleitung

■ WOLFGANG WINTER, GÖTTINGEN¹

Beschrieben werden Langzeitfolgen traumatischer Erfahrungen von Kriegskindern des Zweiten Weltkriegs und Kindern von Kriegskindern sowie die transgenerationale Weitergabe dieser Leiden. Die Akzeptanz der Schuld der Deutschen ermöglicht auch die Wahrnehmung des eigenen Leids und das der Kinder durch Verlust von Beziehungspersonen, Heimat oder Gewalterfahrungen. Ausgegangen wird von etwa einem Drittel traumatisierter Kinder. Inhalte transgenerationaler Weitergabe seelischer Leiden sind z. B. Parentifizierung, Delegation, Funktionalisierung, nichtsprachliche Vernebelung, aber auch Einfluss gesellschaftlicher Momente. Als transgenerationale Weitergabe von Leiden der Kinder von Kriegskindern erscheinen geschönte Geschichten, Sachlichkeit, Missbrauch als Zuhörer_innen, Missverständnisse, Abwehr von Aggression. Neben einer akzeptierenden Einfühlung in der Beratung wird die Wichtigkeit mehrperspektivischen Denkens (psychodynamisch, familiendynamisch, zeitgeschichtlich) hervorgehoben.

Meine Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

das Thema meines Vortrags sind die Langzeitfolgen von Kriegskindheiten des 2. Weltkriegs in Beratung und Begleitung. Ich werde zunächst etwas sagen zu den Kriegskindern selber und dann zu den Kindern der Kriegskinder. Auf diese beiden Generationen werde ich mich beschränken. Man kann auch die Generation davor, also die Eltern der Kriegskinder, in den Blick nehmen. Sie sind ja häufig selber Kriegskinder des ersten Weltkriegs gewesen. Und man kann noch eine Generation weiter nach hinten gehen. Das sind dann die Kinder der Kinder der Kriegskinder, also die Enkel der heutigen Kriegskinder. Ich beschränke mich, wie angekündigt, auf diese beiden Generationen. Es handelt sich einmal um die zwischen 1930 und 1945 Geborenen und zum anderen um die etwa zwischen Mitte der 1950er bis Ende der 1970er Jahre Geborenen.

I. Kriegskinder des Zweiten Weltkriegs

1. „Im Krieg war ich noch ein Kind“ – Erfahrungen von Kriegskindern

Seit mehr als fünfzehn Jahren findet ein öffentlicher Diskurs über bis dahin weniger thematisierte Aspekte des Zweiten Weltkriegs statt. Die Schrecken von Bombenkrieg, von Flucht und Vertreibung, das Zerbrechen von Familien und die Abwesenheit von Vätern in den entscheidenden Kinderjahren werden insbesondere in ihren Folgen für die damaligen Kinder beschrieben. Dazu gibt es seit einigen Jahren umfangreiche Forschung. Einer der Nestoren dieser Forschung ist *Hartmut Radebold*, aber auch *Michael Ermann*, *Insa Fooker*, *Gereon Heuft* und andere sind zu nennen. Ich werde im Folgenden auch auf Erfahrungen zurückgreifen, die ich selber in der Arbeit mit Kriegskindern und Kindern

von Kriegskindern gemacht habe. Ich selber bin Kriegskind und 1941 in Lüneburg geboren.

Nicht nur die Forschung und die Praxis in Beratung und Therapie interessieren sich für Kriegskinder, sondern auch die Belletristik. Ich erinnere an *Günter Grass, Im Krebsgang* (2002) - eine Novelle, die sich mit den Folgen des Untergangs der „Wilhelm Gustloff“ in der Ostsee 1945 über drei Generationen hinweg beschäftigt. Ich nenne auch *Uwe Timm, Hans-Josef Ortheil*. Viele andere könnte man nennen. Natürlich auch *Christa Wolf* und *Uwe Johnson*. Auch das Fernsehen hat sich der Thematik angenommen. Vor einigen Jahren gab es einen Dreiteiler des ZDF, den offenbar über sieben Millionen Menschen gesehen haben: „Unsere Mütter, unsere Väter“. Ich weiß nicht, ob jemand von Ihnen das geschaut hat. Kürzlich war noch einmal mit *Maria Furtwängler* ein Film zu sehen: „Die Flucht“. Das ist eine Geschichte aus Ostpreußen 1945. Und schließlich ist das Thema auch im

Journalismus angekommen. Ich nenne nur *Sabine Bode*, die mehrere Bücher dazu geschrieben hat. *„Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen“* (2005) - so hat sie ein Buch betitelt.

In dieser öffentlichen Debatte geht es meines Erachtens um eine neue Wahrnehmungsbereitschaft im Blick auf bisher vergessene, verschwiegene, verdrängte Teile von individuellen und familiären Lebensläufen. Wie mühsam und beängstigend das sein kann, das beschreibt *Uwe Timm* in seinem Buch *Am Beispiel meines Bruders* (2003). Dieser Bruder ist als achtzehnjähriger SS-Mann in Russland umgekommen. Uwe Timm hat sein Tagebuch aufgefunden, das in der Familie viele Jahre irgendwo verborgen lag.

„Hin und wieder träume ich vom Bruder... Jemand will in die Wohnung eindringen. Eine Gestalt steht draußen, dunkel, verdreht, verschlammt. Ich will die Tür zudrücken. Die Gestalt, die kein Gesicht hat, versucht sich hineinanzuwängen. Mit aller Kraft stemme ich mich gegen die Tür, dränge diesen gesichtslosen Mann, von dem ich aber bestimmt weiß, dass es der Bruder ist, zurück. Endlich kann ich die Tür ins Schloss drücken und verriegeln - halte aber zu meinem Entsetzen eine raue, zerfetzte Jacke in den Händen.“

Die neue Wahrnehmungsbereitschaft ist, meine ich, deshalb möglich, weil heute beides anerkannt und betrauert werden kann: die Schuld der

Beides kann anerkannt und betrauert werden: die Schuld der Deutschen und das eigene Leid.

Deutschen, die ungeheuerliches Leid über Andere gebracht haben und das eigene Leid, das im Lauf des Krieges zunehmend auf die Deutschen selbst zurückkam. Insbesondere das Leid der damaligen Kinder kann nun wahrge-

nommen und gewürdigt und in seinen Langzeitfolgen verstanden werden.

Vor allem drei Bereiche beschädigender bis traumatisierender Erfahrungen der Kriegskinder sind zu nennen:

1. Verluste von zentralen Beziehungspersonen, insbesondere von Vätern, aber auch von Müttern, Geschwistern, Großeltern. Jedes vierte Kind war 1945 in Deutschland Halbwaise oder Waise.
2. Verluste von Heimat und damit von Sicherheit und Geborgenheit. 12 -14 Millionen Menschen aus den deutschen Ostgebieten waren auf der Flucht oder wurden vertrieben. Bis zu zwei Millionen sind umgekommen.
3. Unmittelbare Gewalterfahrungen: das Erleben von Bombenangriffen, Tieffliegerangriffen in der letzten Kriegsphase, von Vergewaltigungen (ungefähr zwei Millionen betroffene Frauen und Kinder) und vielfachem Mord an Zivilpersonen.

Ich sprach eben von traumatisierenden Erfahrungen. Dazu eine heute weithin anerkannte Definition (etwa *Werner Bohleber* 2009): Ein *psychisches Trauma* ist das Erlebnis einer überwältigenden, destruktiven Macht, die alle bisher erworbenen Fähigkeiten des Ich zu einer selbstständigen Lebensbewältigung bedroht, erschüttert und deshalb zum überwältigenden Gefühl einer völligen Ohnmacht und Hilflosigkeit führt. Ein solches, wie viele dann später sagen, Urerlebnis in der eigenen Biografie wirkt sich später stark aus, beispielsweise in einer hohen Verletzlichkeit im Bereich des Selbstwertgefühls und in einer Erschütterung des Urvertrauens, dass die Welt mir im Prinzip freundlich gesonnen ist. Die Selbstverständlichkeit dieser Zuversicht ist erschüttert und muss immer wieder neu erarbeitet werden.

Von Beschädigungen kann man dann sprechen, wenn beispielsweise der Vater in den entscheidenden Kinderjahren fehlte und damit z.B. ein Modell fehlte für Jungen und Mädchen, wie man/frau etwa altersgemäße Herausforderungen bewältigen

kann, so dass die spätere Identitätsfindung erschwert ist.

Nun schätzt man allerdings, dass etwa ein Drittel aller Kriegskinder durch den Krieg kaum beeinträchtigt waren, also in stabilen familiären, sozialen, materiellen Verhältnissen lebten, vielleicht irgendwo auf dem Lande, wo erst sehr spät die Besatzung kam. Ein anderes Drittel der Kriegskinder ist kurzfristig durch väterliche Abwesenheit und eingeschränkte Lebensbedingungen betroffen gewesen und ein knappes letztes Drittel hat traumatisierende Erfahrungen gemacht,

Langzeitwirkungen extremer Traumatisierung bei einem Drittel

wie eben erwähnt. Und ein Teil dieses letzten Drittels leidet bis heute unter den Langzeitwirkungen extremer Traumatisierungen, etwa in Form von posttraumatischen Belastungsstörungen und Depressionen.

Allerdings führt nicht jede Traumatisierung zu bleibenden pathologischen Veränderungen. Ein Gegengewicht können *protektive Faktoren* sein wie eine stabile Mutter-Kind-Beziehung. Es ist ein großer Unterschied, ob während eines Bombenangriffs im damals sogenannten Luftschutzkeller die Mutter den Arm um das Kind legen konnte und ihm ein rudimentäres Sicherheitsgefühl vermitteln konnte oder ob Panik ausbrach, wo dann jeder nur für sich stand. Protektive Faktoren konnten auch ältere Geschwister, Verwandte, Erwachsene sein. In der späteren Lebensgeschichte sind es dann fördernde Einflüsse, zum Beispiel durch eine langjährige, stabile Partnerbeziehung und durch Befriedigung über den Beruf. Man rechnet damit, dass die Mehrheit dieses letzten Drittels die traumatischen Erfahrungen in diesem Sinne einigermaßen bewältigt hat.

Weitere Studien zeigen aber auch, dass die Kinder bei der Verarbeitung

und Integration des Erlebten seelisch weitgehend alleingelassen wurden. Die Sorgen insbesondere der Mütter waren andere. Es ging darum zu überleben. Es ging darum, ein Dach über den Kopf zu bekommen. Es ging darum, Nahrungsmittel zu hamstern. Es ging darum, Kleidung zu beschaffen,

Kinder bei der Verarbeitung und Integration des Erlebten weitgehend alleingelassen

die Kinder in eine Schule zu schicken. Aber mit ihren eigenen schrecklichen Erfahrungen und den damit verbundenen Gefühlen mussten die Kinder dann allein zurechtkommen. Wie geschah das? Offenbar spielten einige *individuelle Abwehrmechanismen* eine besondere Rolle, z.B. die Spaltung von Gefühl und Denken, außerdem auch Bagatellisierung, Verleugnung, Verdrängung. Erlebte Gewalt kann zum Beispiel wohl erzählt werden, auffällig ist aber oft der sachliche und kaum gefühlshafte Bericht. Ebenfalls kommt es öfters vor, dass Fluchterlebnisse und anhaltende Bedrohung eher als abenteuerliche Geschichte aus dem Krieg erzählt werden. In den Familien wurden diese individuellen Abwehr- und Bewältigungsprozesse unterstützt durch die Erwartung, dass die Kinder keine Schwierigkeiten machten, sondern gut funktionierten und die jeweiligen *familiären Erwartungen* als Junge oder als Mädchen erfüllten. Dazu gleich mehr.

Zunächst lässt sich *zusammenfassend* sagen: zum einen wurde in den Familien kaum geredet über schreckliche Erfahrungen und vor allem damit zusammenhängende Gefühle. Die zurückgekehrten Männer fragten ihre Frauen meist nicht danach, was sie im Krieg erlebt hatten. Ebenso wollten die Frauen offenbar nicht wissen, was ihre Männer im Krieg erlebt und vor allem, was sie dort getan hatten. Auch für die Gefühle der Kinder war

kein Raum. Und zum anderen, die vielen familiären Verluste von Eltern, Partnern, Geschwistern, weiteren Verwandten konnten so kaum betrauert werden. Ein bewusster Abschied oder

Generation der „unauffällig Tüchtigen“

ein durchlebter Trauerprozess war den Kriegskindern meist unmöglich gemacht. Andererseits lernten sie, sich zusammenzunehmen, etwas zu leisten und Erwartungen zu erfüllen. So wurden sie zu einer Generation der „unauffällig Tüchtigen“ (Michael Ermann). Um ihnen gerecht zu werden, sollte man beide Seiten sehen und anerkennen, eben diese Tüchtigkeit in der Lebensbewältigung und zugleich die dunklen Schatten dahinter.

2. Wege und Inhalte transgenerationaler Weitergabe seelischer Lasten

Ich beschreibe im Folgenden ausführlicher die schon angedeuteten Wege und Inhalte der innerfamiliären transgenerationalen Weitergabe seelischer Lasten.

Parentifizierung

Viele Kinder wurden parentifiziert. Parentifizierung meint eine Rollenumkehr in der Eltern-Kind-Beziehung. Ein Kind wird dazu gedrängt, Elternaufgaben zu übernehmen von den eigenen Eltern, die dann in die Kindrolle gehen können. „Ich habe keine Kindheit gehabt“, sagt eine immer ernst wirkende Teilnehmerin in einer Gruppe, die als älteste Tochter immer „vernünftig“ sein musste, um Mutters Nerven zu schonen. Mutter war depressiv geworden, als der Ehemann nicht aus dem Krieg wieder kam. Sie lag häufig im Bett, überließ der Tochter den Haushalt.

Delegation

Kinder wurden oft auch Delegierte. Mit Delegation beschreibt der Heidelberger Familientherapeut Helm Stierlin (1992) außer dem Modus des Bindens und dem Modus des Ausstoßens ein drittes Erwartungsmuster in Familien. Das Kind wird einerseits entlassen in die Freiheit der außerfamiliären Welt, andererseits bekommt es aber einen Auftrag mit auf den Weg, der es wieder zurückbindet an die Herkunftsfamilie. Das Kind wird sozusagen an der langen Leine geführt. Die zu erfüllenden Aufträge können auf verschiedenen Ebenen liegen, zum Beispiel der des Ich-Ideals von Vater und Mutter, des Partnerersatzes, der Wiedergutmachung einer Schuld. Man kann fragen, warum nach dem Krieg viele

Das Kind bekommt einen Auftrag mit auf den Weg, der es zurückbindet an die Herkunftsfamilie.

westliche Jugendliche und junge Erwachsene nach Israel gingen, um dort in Kibbuzim und anderswo Aufbauarbeit zu leisten. Wiedergutmachung einer Schuld, die aber ursprünglich eine Schuld von deren Eltern war und innerfamiliär weitergegeben wurde? Andere (aus der SBZ und frühen DDR) gingen nach Polen und andere osteuropäische Staaten. Ähnliche transgenerationale Prozesse?

Oft sollte auch ein sozialer Abstieg wieder gutgemacht werden. Aus Vertriebenen- und Flüchtlingsfamilien, die ja oft einen solchen Abstieg erlebt haben, wissen wir, dass sie ihre Kinder intensiv zu guten Leistungen drängten. Motto: nie wieder in demütigender Weise abhängig und bedürftig sein. Die Flüchtlinge und Vertriebenen waren ja in der „Kalten Heimat“ (Andreas Kosert 2009) selten willkommen. Auch von den Kirchen wurden sie gedrängt, sich den dort vorgefundenen Gemeinden unauffällig zu assimilieren, nach

vorn zu schauen und Eigenes (etwa die Trauer um das Verlorene) zurückzustellen. In der BRD wechselten viele Vertriebene deshalb zu den Landsmannschaften und deren allerdings problematischer rückwärtsgewandter Politik. Wie war es in der DDR?

Weitere Inhalte von Delegationen: Mutter bei der Alltagsbewältigung helfen. „Nimm dich zusammen“, hieß es dann, oder: „sei nicht lästig, denn ich (Mutter) habe es schon schwer genug“. Die Kinder sollten funktionieren. Auch Trost und Ausgleich für erlittenes Unglück sollten Kinder spenden. „Sei des Hauses Sonnenschein“, ein Auftrag oft für Töchter. „Bring Licht durch unkompliziert lebhaftes und liebes Verhalten in unser Dunkel.“ Es gab auch Aufträge, Frieden zu stiften zwischen Eltern, die sich in Krieg und Nachkriegszeit fremd geworden waren. „Mutter schickte mich immer vor“, sagte eine Frau, „um Papa zu beruhigen, wenn er wieder rumschimpfte.“ In diesem Fall war der Vater als sogenannter Kriegsversehrter (Beinamputation) nach Hause zurückgekehrt. Die Ehe war schwierig.

Narzisstische Funktionalisierung

Nicht selten war auch die narzisstische Funktionalisierung (Bohleber 2009). Hier geht es darum, dass Eltern das Kind zur Regulierung ihres prekären Selbstwertgefühls benötigen. Das Kind wird dann subtil dazu gedrängt, vor allem die unerwünschten Selbstanteile von Vater und Mutter in

unerwünschte Selbstanteile von Vater und Mutter in das eigene Innere aufnehmen

das eigene Innere aufzunehmen und sich zu eigen zu machen („projektive Identifikation“). Vor allem ging es um die Erfahrung völliger Entwertung und Kompromittierung des bisherigen Lebens und Selbstbildes angesichts der

totalen Niederlage 1945, insbesondere in Täter- und Mitläuferfamilien. Die Kinder wurden zu Containern für damit verbundene Schuld- und vor allem Schamgefühle. Die Kinder sollten so den Eltern helfen, ihre Selbstachtung zu erhalten. Das geschah dann oft so, dass wenigstens zuhause die NS-Werte weiter galten – Härte, Verachtung von Krankheit und Schwäche, „Haltung“ bewahren, aber bei den Kindern untergründig ständig von Selbstzweifeln und Schamgefühlen begleitet. „Bin ich zu weich, zu weinerlich, zu ängstlich?“ Bis lange ins Erwachsenenleben hinein waren solche Gefühlserbschaften (Sigmund Freud 1913) wirksam. Gefühlserbschaften sind emotionale Gehalte, die nicht die eigenen, sondern fremde sind. Sie sind (durch Identifizierungen) „geerbt“. Damit ist zugleich klar, wie stark die Entwicklung von eigenem Fühlen und Denken durch solche narzisstischen Funktionalisierungen bei betroffenen Kriegskindern behindert wurde. „Ich bin zu weich“, sagte ein 75-jähriger gestandener Hochschullehrer mit einem unglücklichen und beschämten Gesichtsausdruck, als er erzählte, dass ihm sein Hund nicht aufs Wort gehorche. „Ich bin zu weich.“ Da spürte man noch die Gefühlserbschaft samt Ideologie aus der Herkunftsfamilie.

Der Historiker Christian Goeschel (2011) hat eine suizidale Atmosphäre im Frühjahr 1945 beschrieben. Wir kennen die Massenselbstmorde in Demmin, wo sich mehr als 700 Menschen das Leben genommen haben, Eltern und Kinder. Die Kinder haben sich aber meistens nicht selbst das Leben genommen, ihnen wurde es genommen. Auch da spielt diese narzisstische Verbindung eine Rolle. Die Kinder haben eigentlich kein eigenes Leben. Sie sind Bestandteil, sie sind Funktionen des elterlichen Selbst.

Nichtsprachliche atmosphärische Vernebelung

Ein weiterer Weg transgenerationaler Weitergabe ist die nichtsprachliche Weitergabe durch atmosphärische Vernebelung. In Täter- und

Mitläuferfamilien spürten die Kinder atmosphärisch, dass die Eltern ihnen etwas verheimlichten, was mit ihrem Verhalten im Krieg zu tun hatte. Manchmal flüsterten sie und reagierten dann aber wütend auf leiseste Zweifel an ihrer Selbstdarstellung: Verleugnung, Verharmlosung, vermischt mit heimlichem Stolz auf ihre einstigen Erfolge als deutscher Soldat und deutsche Mutter und verbunden mit einem immensen Verleugnen und Ignorieren

Verharmlosung bei den Eltern vermischt mit heimlichen Stolz auf ihre einstigen Erfolge

des Leidens, das anderen angetan wurde. Empathische Haltungen wurden verweigert. Die Botschaft lautete an die Kinder: „Es war doch damals ganz toll, aber wir dürfen es nicht mehr sagen. Wir sind ja die Stärkeren, aber wir dürfen es nicht mehr zeigen.“ Viele Kinder ahnten etwas und durften doch nicht ahnen. Viele fühlten sich hineingezogen in eine geahnte, nicht fassliche Schuld. Zugleich fühlten sich viele fasziniert vom Glanz der Uniformen, Waffen, Heldentaten der Väter. Zur Gefühlsklarheit kam es nicht. Viele berichteten später von diffusen Gefühlen, als wäre ein Nebel in ihnen oder um sie herum und über eine Unfähigkeit klar zu denken, klar Position zu beziehen, klar nachzufragen. Bei Vielen gelang das erst mit der Teilnahme an der 68er Bewegung in der BRD und der damit verbundenen Infragestellung der Väter. Die Verbreitung einer Atmosphäre des Nebels ist kennzeichnend für die Verleugnung von Schuld. Man kann auch sagen: „Der Nebel ist die Affektsprache nicht anerkannter Schuld“ (Angela Moreé 2013). Häufig berichten übrigens Teilnehmende an Kriegskinder-Gesprächsgruppen, dass ihren familiengeschichtlichen Nachforschungen in ihren Familien mit Misstrauen begegnet wird und dass

diese Nachforschungen als illoyales Stöbern in der Vergangenheit eigentlich guter Leute zu stehen kommt.

Der Einfluss politischer Kontexte

Schließlich: der Einfluss politischer Kontexte. Das individuelle Identitätsgefühl ist ja immer mitbestimmt von einem Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Großgruppe, etwa einer sozialen Schicht, einer Religionsgemeinschaft, einer Nation, einer Ethnie. Das Wir-Gefühl stützt die individuelle Identität, insbesondere im Blick auf Wünsche nach sozialer Bedeutung und Anerkennung.

Im Blick auf die Nachkriegszeit hat der britische Historiker *Richard Bessel* (2002) für die westlichen Besatzungszonen und die BRD eine „kollektive Flucht in den Alltag“ nach dem Krieg konstatiert. Angesichts der Erfahrung totaler Entwertung bisheriger Lebensläufe habe es eine kollektive Sehnsucht nach Rückkehr zum (mythisch verklärten) normalen Leben gegeben. Insbesondere die Familie sollte eine Fluchtburg sein vor der katastrophalen Gegenwart. Auch die Kirchen propagierten die Restituierung der traditionellen Familie samt Rollenmuster. Der Mann als Ernährer im wirtschaftlichen Wiederaufbau, die Frau als Hausfrau

kollektive Sehnsucht nach Rückkehr zum (mythisch verklärten) normalen Leben

.....

und Mutter und emotionaler Mittelpunkt in der Familie, die Kinder angepasst und brav. Die Entwicklung von Eigen-Sinn, von Individualität war eher ein Störfaktor. Harmonie war ein hoher Wert. In diesem Sinne „gesunde Familien“, so ein zeitgenössischer Ausdruck, sollten auch in den wieder eingerichteten Eheberatungsstellen gefördert werden. Das ist für Berlin untersucht worden, wo 1947 die er-

ste Nachkriegs-Eheberatungsstelle (in Charlottenburg) wieder eingerichtet wurde. Eine kritische Auseinandersetzung mit dieser kollektiven Regression begann dann erst wieder in den sechziger Jahren im Westen. Regressive Züge finden sich auch in der Religiosität von Kriegskindern (*Wolfgang Winter* 2014).

Für die *sowjetische Besatzungszone und die DDR* hat *Annette Simon*, Tochter von Christa Wolf, Psychoanalytikerin in Berlin, konstatiert, dass angesichts des Zusammenbruchs der kulturellen und nationalen Selbstachtung 1945 der Mythos des antifaschistischen Staates eine außerordentlich starke Wirkung hatte. Sie schreibt:

„Die Identifikation mit diesem Staat bot den ungeheuren Vorteil, nun scheinbar auf der richtigen Seite zu stehen, auf der Seite des Widerstands und der Opfer und damit entlastet zu sein von den deutschen Verbrechen.“ (*Simon* 2009)

Ein neues, kollektives „Wirgefühl“ sollte alte Prägungen und Identitäten ersetzen und überflüssig machen (*Michael Froese* 2009). Die neue, aufgepfropfte Identität war allerdings immer begleitet von einer

„Unterströmung von realen Erfahrungen aus dem Krieg und der Nachkriegszeit mit den neuen Machthabern und den autoritären hierarchischen Strukturen“ (*Simon*).

Es entstand eine prekäre Verbindung von Anpassung und Verweigerung, die dann 1989 in die friedliche Revolution einmündete.

prekäre Verbindung von Anpassung und Verweigerung

.....

Mit den Worten „Anpassung und Verweigerung“ ist auch die Rolle der Kirchen in der DDR beschrieben wor-

den (*Erhart Neubert* 2000). Es sei einerseits um (mehr oder weniger starken) Widerstand gegen totalitäre Ansprüche des Staates gegangen, andererseits aber um staatsbürgerliche Mitarbeit in einem sozialistischen Staat. Dafür standen die Formeln „Freiheit und Dienst der Kirche“ und „Kirche im Sozialismus“ (z.B. Synode der Kirchen in der DDR, 1968). Für diese Annäherung an den Staat und den Verzicht auf grundsätzliche Opposition gab es zunächst pragmatische Gründe. Man musste dem Staat entgegenkommen, um dafür kirchliche Freiräume zugestanden zu bekommen (*Detlef Pollack, Hedwig Richter* 2012). Dazu kam aber offenbar auch ein spezifisch protestantisches Gemeinschaftsdenken. Der Leipziger Kirchenhistoriker *Kurt Nowak* (1992) schreibt:

„Marxismus und Protestantismus trafen sich in ihrer Neigung zu gesellschaftlichen Homogenitätsmustern, welche die pluralistische Verfassung des politischen Körpers nur negativ zu sehen vermag... Soziale Wärme, solidarische Gemeinschaft sollten den egoistisch geprägten Ellenbogengesellschaften des Westens gegenüberstehen...“

Der Sozialismus wurde als die „gerechtere Form des Zusammenlebens“ gesehen (Bundessynode der Kirchen 1972, ähnlich auch im Westen bei Helmut Gollwitzer, Dorothee Sölle u.a.). Und der Berliner Theologe und Philosoph *Richard Schröder* (1996) fügt hinzu:

„Das Ja zum Sozialismus hatte bei manchen Christen etwas zu tun mit einer Buße ohne Augenmaß“.

Gemeint ist das Schuldbewußtsein wegen des kirchlichen Versagens im Faschismus und im Zweiten Weltkrieg. Dies Schuldbewußtsein habe dazu geführt, etwa den „Mauerbau als Folge der NS-Schuld in Buße anzunehmen“ (*Neubert*) und das Eintreten der Kirchen für individuelle Freiheitsrechte und Rechtsstaatlichkeit gehemmt.

Ich kann hier nur zitieren, da mir

die eigene Anschauung fehlt und ich aus der westdeutschen Erfahrung heraus spreche. Ich denke, dieser Fachtag regt auch dazu an, sich darüber auszutauschen, wie die Langzeitfolgen von Kriegskindheiten im unterschiedlichen Kontext von DDR und BRD zu beschreiben sind. Welche Erfahrungen z.B. in der Beratungspraxis haben Sie gemacht? Das kann vielleicht nachher noch in den Workshops besprochen werden.

II. Kinder der Kriegskinder

1. Worüber klagen die Kinder der Kriegskinder?

Die im Westen Aufgewachsenen sagen häufig: Unsere Eltern stellten uns eine sichere und gewährende äußere Lebenssituation zur Verfügung. Die materielle Situation war gut: eigenes Zimmer, früh finanzielle Sicherheit, Spielzeug, Reisen, Freiräume für Schule, Hochschule, Ausbildung und dergleichen mehr. Die Kinder sollten in Frieden sicher und umsorgt aufwachsen. Diese Eltern waren allerdings wenig ansprechbar für die „kleinen“ psychischen Probleme der Kinder wie

Eltern wenig ansprechbar für die „kleinen“ psychischen Probleme der Kinder im unbewussten Vergleich zu ihrer damaligen Situation

Schulschwierigkeiten, Pubertätsnöte und vieles andere mehr. Im unbewussten Vergleich mit ihrer eigenen damaligen Situation erwarteten sie als Eltern offenbar, dass ihre Kinder damit selbst zurechtkämen, wiederum in innerfamiliärer Delegation. Und oft spürten die Kinder auch, dass es bei ihren Eltern unbekannte, fremde, nicht erreichbare gefühlsmäßige Erfahrungen gab, die unzugänglich blieben. Das

zeigt sich dann auch in den transgenerationalen Weitergaben. Ich nenne jetzt einige.

2. Transgenerationale Weitergaben

Absperrungen

Man kann Absperrungen feststellen innerhalb von Familien. Dazu gehören etwa Tradierungen von geschönten Geschichten, Idealisierungen von Personen, Verleugnungen von NS-Verwicklungen in der Familie. „Opa war kein Nazi“, das ist der Titel einer Untersuchung von Harald Welzer (2002) zur Frage, wie in Familien über die NS-Zeit und den Krieg gesprochen wird. Er stellt Heroisierungs- und Viktimisierungstendenzen fest. Beispiel: „Unser“ Parteigenosse war eigentlich ein verborgener Held, weil er von innen heraus Widerstand geleistet hat. Oder: „Unser“ Soldat in Russland war eigentlich ein missbrauchtes Opfer von Hitler.

Konkordante Regelungen

Des Weiteren kann man konkordante Regelungen erkennen, zum Beispiel gegenseitige Schonung, Reduktion auf Sachlichkeit. „Bitte keine negativen, keine irritierenden Fragen stellen. Das stört unsere Harmonie. Und bitte kein unfaires Stöbern!“

Direkte Funktionalisierungen

Auch die direkte Funktionalisierung der Kinder der Kriegskinder kommt vor. „Ich bin ein Zuhörer geworden“, sagt ein Mann in der Gruppe. „Mein Vater hat immer wieder und immer wieder von Krieg erzählt, von den schrecklichen Erlebnissen auf der Flucht.“ Er habe das alles nicht mehr hören wollen. Aber der Vater habe nicht aufgehört zu reden, und er habe sich nicht zu wehren getraut, auch um den Vater zu schonen. So habe er bis heute Schwierigkeiten damit, von sich aus das Wort zu ergreifen. Diese Hemmung ist auch in der Gruppe sichtbar:

er ist zunächst jemand, der zuhört. Das ist das Gewohnte.

Missverständnisse zwischen den Generationen

Schließlich kann man auch Missverständnisse zwischen den Generationen (dazu vor allem *Helmut Lamparter* u.a. 2013) beobachten. Eine Frau erzählt, dass sie immer an einer bestimmten Stelle in Streit mit ihrer Mutter (Jahrgang 1945) gerät. Wenn sie bei Ihrer Mutter anruft, fragt diese meistens: „Geht es dir gut? Was brauchst Du? Kann ich dir helfen?“ Neulich sei sie, die Tochter, sehr scharf geworden und habe gesagt: „Hör doch auf mit dem ständigen Helfenwollen! Du hast doch im Grunde keine Ahnung von mir und meinem eigenen Leben, interessierst Dich wahrscheinlich gar nicht dafür.“ Missverständnis der Generationen: *Was die eine als Fürsorge erlebt, erlebt die andere als Übergriff und Missachtung eigenständigen Lebens.*

Ein anderes Missverständnis zwischen den Generationen: Eine Sozialarbeiterin erzählt in der Gruppe von einer kühlen Atmosphäre zu Hause. Mutter habe sie nie in den Arm genommen, sie sei zur Selbständigkeit erzogen worden. „Damit wirst du schon fertig“, hieß es zu Hause. Aber als auf einem Dorffest in Tansania, wo sie Entwicklungsarbeit geleistet habe, die Frauen „stundenlang“ sie geputzt und herausgeschmückt hätten, da sei sie sehr gerührt gewesen und ihr sei bewusst geworden, wie sehr sie sich immer nach Wärme und Geborgenheit gesehnt habe. *Was die Eltern als ermutigende Erziehung zur Selbständigkeit verstehen, empfindet die Tochter als Mangel an Geborgenheit.*

Haltungen und Lebensthemen

Und schließlich noch die Weitergabe von Haltungen und Lebensthemen. Mir ist aufgefallen, dass ein Lebensthema, das sich durchzieht durch die Generationen, das Thema Aggression ist.

Das Leitbild eines harmonischen Familienlebens bei vielen Kriegskindern und ihren Kindern dient auch

zur Abwehr von Aggression, die sehr gefürchtet ist. Eine offene Frage bleibt dann der Verbleib der Aggression: wohin damit? Da müsste man auch die Ehepartner und Ehepartnerinnen fragen. Manchmal wird auch eine sehr verborgene Lust an Destruktivem sichtbar, zum Beispiel im masenhaften Konsum von Krimis, aber

Das Leitbild eines harmonischen Familienlebens dient auch zur Abwehr von Aggression.

auch in einer verborgenen Faszination an NS-Gewalt, etwa dem Vormarsch deutscher Panzer in Russland, gezeigt etwa in Dokumentarfilmen. Das kann auch faszinieren (Winter 2017). Früher wurden gerne „Landser“-Hefte gelesen in der BRD.

III. Kriegskinder und deren Kinder in der Beratung

Ich beschränke mich im Folgenden auf die Beratung. Über Begleitung zu sprechen, fehlt mir die Kompetenz. Vielleicht kommt das Thema später noch im Gespräch zur Geltung.

Ich nenne vier Stichworte, die mir wichtig für die Arbeit mit Betroffenen erscheinen.

1. Akzeptierendes Einfühlen als Grundhaltung

Die erzählten Geschichten bewirken bei Gesprächspartnern häufig vielfältige *emotionale Reaktionen*: tiefes Mitleid, Kummer, Traurigkeit, auch Zorn auf die damaligen Umstände und den mangelnden Schutz für diese Kinder und Jugendlichen. Diese auftauchenden Gefühle sind meistens zu verstehen als Gegenübertragungs-

reaktionen. Dann handelt es sich um Gefühle der Erzählenden, die aber abgewehrt sind und sozusagen in der emotionalen Antwort des Gesprächspartners manifest werden. Ich hatte vorhin vom Abwehrmechanismus der Spaltung von Gefühl und Denken bei Kriegskindern gesprochen. Es kann sich aber auch um Gefühle handeln, die sich aus der eigenen Biographie und Lebensgeschichte melden, angestoßen werden. Ich meine, dass es erschwerend ist für das Gespräch, wenn, was nicht selten ist, Erzähler und Gesprächspartner sich in einer gemeinsamen Abwehr gegen das Aufkommen von gefürchteten Gefühlen sperren und es dann eher bei einem sachlichen Gespräch belassen.

Häufig kommt auch eine Konstellation vor, die man „*umgekehrte Übertragung*“ (Hartmut Radebold 2015) nennen könnte. Die jüngere Beraterin, der jüngere Berater wird von deutlich älteren Ratsuchenden als Tochter oder Sohn oder als Enkelkind erlebt und behandelt - und umgekehrt geraten die Älteren für die Jüngeren in Eltern- oder Großelternpositionen und reaktivieren u.U. kindliche Wünsche und Konflikte bis hin zur ödipalen Verliebtheit oder, entgegengesetzt, bis hin zum Impuls, den Kontakt abbrechen. Die beraterische Arbeit wird dann erschwert. Hier hilft nur Bewußtmachung und ggf. offenes Ansprechen der für beide Teile ungewohnten Situation.

Eine einführend akzeptierende Grundhaltung gibt auch den Interventionen eine bestimmte Richtung. Zunächst einmal ist es eine Perspektive nach beiden Seiten hin. Man hat das ein „*Sehen mit beiden Augen*“ (Luise Reddemann 2016) genannt: Einmal das zu akzeptieren und zu würdigen, was jemand sozusagen als Überlebenskunst, als Fähigkeit, als Ressource im Laufe des Lebens sich erworben hat - und zugleich die Schatten der Vergangenheit, mit denen sich jemand abmüht, nicht zu übersehen.

Weiter: *taktvoll intervenieren*. Gerade viele Ältere sind es nicht gewohnt, Gefühle und Fantasien zu beobachten und zu reflektieren. Das liegt an einer Sozialisation, die Autonomie-

entwicklung und Selbstthematizierung eher skeptisch sah. Insbesondere Deutungen der aktuellen Beziehung zur Beraterin, zum Berater können unverständlich oder kränkend wirken. Beraterinnen und Berater sollten daher mehr, meine ich, als Person und Sozialpartner in Erscheinung treten und (selektiv) durchaus eigene Gefühle und Einstellungen zu erkennen geben.

Schließlich: *Die Beweggründe, nach Beratung zu fragen*, sind häufig: Aktuelle Beziehungsschwierigkeiten mit Partnern oder den erwachsenen Kindern oder den alt gewordenen Eltern, aber auch das quälende Wiedererwachen von alten Erinnerungen. In diesen Beratungsprozessen geht es vor allem um Hilfestellung zur Trauerarbeit, also etwa zur Loslösung von familiären Delegationen, zum bisher nie geschene Abschiednehmen von Vätern und Müttern einschließlich deren Idealisierung oder Dämonisierung. Trauerarbeit heißt aber schließlich auch, die Bilder von Vätern und Müttern zu erweitern, sie realistischer sehen können in ihren Widersprüchen und sie so anzunehmen als Teil der eigenen Lebensgeschichte und ihnen einen Platz im eigenen Innern, „im Herzen“ zu geben. Damit kommt Trauerarbeit in die Nähe von Versöhnung und manchmal Vergebung.

2. Psychodynamisch, familiendynamisch und zeitgeschichtlich denken

Mehrperspektivisch denken, also sowohl psychodynamisch als auch familiendynamisch und ebenfalls auch zeitgeschichtlich. In psychodynamischer Perspektive geht es um die individuelle Innenwelt, die in ihr virulenten Konflikte, um Abwehr- und Anpassungsprozesse, persönlichkeitspezifische Verhaltensmuster, um Über-Ich-Gehalte und Ideale und manches mehr.

Aber diese Perspektive ist zu erweitern um eine familienspezifische Perspektive, weil wir nur so z.B. die transgenerationalen Weitergaben von seelischen Lasten auf die nächste Generation ausreichend wahrnehmen können.

Und schließlich ist meines Erachtens die zeitgeschichtliche Perspektive fruchtbar wegen der Einsicht in die Wirkmacht äußerer, politischer Einflussnahmen auf das Schicksal von Menschen. Gerade die Traumaforschung hat uns gezeigt, wie verletzlich eine scheinbar gefestigte Persönlichkeit durch die schiere Übermacht äußerer Einflüsse ist. Im Blick auf die Beratungspraxis heißt das, sich dafür zu

Die zeitgeschichtliche Perspektive ermöglicht Einsicht in die Wirkmacht äußerer politischer Einflussnahme auf das Schicksal von Menschen.

interessieren, wo und wann genau jemand geboren ist. Weisen bestimmte Umstände auf Flucht oder Vertreibung in der Familie hin? Verwendet jemand Begriffe, Abkürzungen, Redewendungen, die auf die Kriegs- und Nachkriegszeit hinweisen? Zum Beispiel Ausdrücke wie „hamstern“ oder „Ich bin fast verloren gegangen im Treck“ oder „Was uns nicht umbringt, macht uns stark“. Das sind oft emotionale Schlüsselworte, an die man anknüpfen kann im Beratungsgespräch.

3. Eventuelle Chancen der Gruppenarbeit mit Betroffenen nutzen

Ich möchte dafür werben, im Rahmen der Beratungsarbeit auch Gruppenarbeit mit Kriegskindern und mit Kindern von Kriegskindern auszuprobieren. Solche biographisch orientierten Gruppen bieten den Teilnehmenden nach meiner Erfahrung einmal Entlastung vom Druck der Erinnerungen, denn sie ermöglichen zunächst einmal das Wahrnehmen und dann auch das Aussprechen von belastenden Erinnerungen innerhalb eines dafür tragfähigen Rahmens. Da-

rüber hinaus ermöglicht die Gruppe auch Trauerprozesse, das heißt, wie schon gesagt, ungelöste Verwicklungen mit Müttern und Vätern der biographischen Frühzeit zu lösen. Eltern können dann oft realistischer gesehen werden, nämlich als Menschen ihrer Zeit. Manchmal kommt es so zu später Versöhnung, wo bisher Ambivalenz oder Idealisierung oder Bitterkeit war.

Die Gruppe halte ich auch deshalb für eine geeignete Arbeitsform, weil die Teilnehmenden hier die Erfahrung machen können, dass sie nicht allein sind mit ihren Themen sondern dass andere sich einfühlend können auf dem Hintergrund analogen Erlebens und dass sie nicht nur nehmen sondern anderen auch etwas geben können aus ihrer Lebenserfahrung und Lebensbewältigung. Das ist eine wichtige Erfahrung von Anerkennung angesichts so häufiger Selbstunsicherheit der Kriegskinder und der Kinder der Kriegskinder.

Gruppe als Übungsfeld für neue Verhaltensweisen

Und schließlich ist die Gruppe ein Übungsfeld, wo neue Verhaltensweisen auch ausprobiert werden können, etwa das Wort zu ergreifen oder eine andere Meinung gelten zu lassen. Irvin Yalom (2016) hat diese Wirkungen als „Heilfaktoren der Gruppe“ beschrieben. Meine Aufgabe als Gruppenleiter ist es aus meiner Sicht, besonders auf die Balance zwischen der Würdigung der bisher entwickelten Abwehr- und Anpassungsstrukturen und deren kritischer Infragestellung zu achten.

4. Sich mit der eigenen Familiengeschichte im Blick auf NS, Krieg und DDR / BRD auseinandersetzen

Zum Schluss noch möchte ich Sie zu einigen Fragen anregen, die Sie sich selber im Blick auf Ihre eigene Biographie und Familiengeschichte stellen können.

Einmal: Was weiß ich über meine Familiengeschichte im Blick auf NS, Krieg, Nachkriegszeit in der DDR oder BRD? Welche Fragen möchte ich noch stellen? Welche Personen möchte ich noch befragen, bevor es zu spät ist?

Zum anderen: Auf welche Bestandteile in meiner Familiengeschichte und auch auf welche Personen reagiere ich emotional auffällig stark? Z.B. so, dass ich mich in einer bestimmten Rolle wiederfinde: als Verteidiger oder als Ankläger, als Richter, als Helfer, als Vermittler usw.

Weiter: kann ich in meinem eigenen Lebensstil Nachwirkungen von NS und Krieg erkennen?

Und schließlich: Habe ich unbewusst und ungewollt bestimmte seelische Lasten aus NS und Krieg an meine eigenen Kinder weitergegeben?

Gewiss kann man diese Fragen nicht in Kürze beantworten. Insofern eine letzte Empfehlung: Ich fände es ganz gut, unter Kolleginnen und Kollegen über diese Fragen zu sprechen. Denn ich bin überzeugt, dass das Durcharbeiten der eigenen Biographie und Familiengeschichte inklusive des zeitgeschichtlichen Kontextes unter der Perspektive NS und Krieg unerlässlich ist, um mit anderen Kriegskindern und deren Kindern in der Beratung zu arbeiten. <

Literatur

Alberti, Bettina (2017). Krieg, Flucht und Vertreibung. Gefühlserbschaften der Vergangenheit in der Begegnung mit Flüchtlingen heute. In: Wege zum Menschen. Heft 2, S. 173 – 182.
 Bessel, Richard (2002). „Leben nach dem Tod“. In: Bernd Wagner (Hrsg.). Wie Kriege enden. Paderborn, 239-258.
 Bohleber, Werner (2009). Wege und Inhalte transgenerationaler Weitergabe. Psychoanalytische Perspektiven. In: Radebold u.a., (Hrsg.). Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten.
 Drescher, Anne/ Rüchel, Uta/ Schöne, Jens (Hrsg.) (2015). Bis ins vierte Glied. Transgenerationale Traumaweitergabe. Schwerin (Tagungsband).
 Ermann, Michael (2004). Wir Kriegskinder. In: Forum der Psychoanalyse 20, S. 226-239.
 Fooker, Insa/ Heuft, Gereon (Hrsg.) (2014). Das späte Echo von Kriegskindheiten. Die Folgen des Zweiten Weltkriegs in Lebensverläufen und Zeitgeschichte. Göttingen.
 Froese, Michael J. (2009). Überlegungen zur psychohistorischen Situation in Ost-

- deutschland. In: Seidler, Christoph/Froese, Michael J. (Hrsg.). Traumatisierungen in (Ost-) Deutschland. Gießen, 103-128.
- Goeschel, Christian (2011). Selbstmord im Dritten Reich, Berlin.
- Kossert, Andreas (2009). Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945, München.
- Lamparter, Ulrich/ Wiegand-Grefe, Silke/ Wierling, Dorothee (Hrsg.) (2013). Zeitzeugen des Hamburger Feuersturms 1943 und ihre Familien. Forschungsprojekt zur Weitergabe von Kriegserfahrungen. Göttingen.
- Massing, Almut/ Reich, Günter/ Sperling, Echarde (2006): Die Mehrgenerationen-Familientherapie. 5. Aufl. Göttingen. (darin v.a. S. 214- 222: Das Dritte Reich und die nachfolgenden Generationen oder: das Fortwirken nationalsozialistischer Werthaltungen).
- Moré, Angela (2013). Die unbewusste Weitergabe von Traumata und Schuldverstrickungen an nachfolgende Generationen. <https://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/268/310> (Abgerufen am: 1.11.17).
- Neubert, Ehrhar (2000). Geschichte der Opposition in der DDR. Berlin.
- Nowak, Kurt (1992). Der Protestantismus in Ostdeutschland. Erfahrungen und Schwierigkeiten auf dem Weg zur Demokratie. In: Greschat, Martin/Kaiser, Jochen-Christoph (Hrsg.). Christentum und Demokratie im 20. Jahrhundert. Stuttgart.
- Pollack, Detlev/ Richter, Hedwig (2012). Protestantische Theologie und Politik in der DDR. In: Historische Zeitschrift, 687- 779.
- Radebold, Hartmut/ Bohleber, Werner/ Zinnecker, Jürgen (Hrsg.) (2009). Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen. Weinheim und München.
- Radebold, Hartmut (2016). Die dunklen Schatten unserer Vergangenheit. Ältere Menschen in Beratung, Psychotherapie, Seelsorge und Pflege. Stuttgart.
- Reddemann, Luise (2015). Kriegskinder und Kriegsenkel in der Psychotherapie. Folgen der NS-Zeit und des Zweiten Weltkriegs erkennen und barbeiten - Eine Annäherung. Stuttgart.
- Schröder, Richard (1996). Vom Gebrauch der Freiheit. Gedanken über Deutschland nach der Vereinigung, Stuttgart.
- Simon, Annette (2009). „Bleiben will ich, wo ich nie gewesen bin“. Versuch über ostdeutsche Identitäten. Gießen.
- Stierlin, Helm. Von der Psychoanalyse zur Familientherapie. München 1992.
- Trobisch-Lütge, S. (2010). Überwachte Vergangenheit – Auswirkungen politischer Verfolgung der SED-Diktatur auf die Zweite Generation. Dissertation. Berlin.
- Welzer, Harald u.a.. „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. (2002). Frankfurt am Main.
- Winter, Wolfgang (2014). Zur Rolle von Religion und Religiosität bei der Traumaweitergabe. Erfahrungen mit Kindern des Zweiten Weltkriegs. In: Drescher, A./ Rühel, U./ Schöne, J. (Hrsg.). Bis ins vierte Glied. Transgenerationale Traumaweitergabe. Weidner, Schwerin, 70-88.
- Wolynn, M. (2017). Dieser Schmerz ist nicht meiner. Wie wir uns mit dem seelischen Erbe unserer Familie aussöhnen. Kösel-Verlag, München.
- Yalom, Irvin (2016). Theorie und Praxis der Gruppenpsychotherapie. Stuttgart.
- Literatur zum Thema in Fokus Beratung. Informationen der Evangelischen Konferenz für Familien- und Lebensberatung e. V. Fachverband für Psychologische Beratung und Supervision.
- Berth, Hendrik/ Förster, Peter / Brähler, Elmar / Balck, Friedrich/ Stöbel-Richter, Yve (2010): „Vorwärts und nicht vergessen“. In: Ausgabe 16, S. 24-30.
- Gasperi, Alessandro/ Schäfer, Martina/ Buschmann, Annette/ Böger-Troll, Imke/ Marung, Anne (2015). Psychologische Beratung in Ost und West. Eine Podiumsdiskussion Deutschland. Fokus Beratung. In: Ausgabe 26, S. 25-28
- Meißner, Annette/ Wersich, Regine (2015): Deutschland – 25 Jahre nach dem Mauerfall: Psychologische Beratung und Supervision heute. In: Ausgabe 26, S. 19-24.
- Leipprand, Eva (2010). Vom Krieg. Ausgabe 17, S. 60-61.
- Mai, Norbert (2010): Kindheit in der DDR. Ein Thema mit Nachwirkungen in der Familienorientierten Beratung. In: Ausgabe 17, S. 51-55.
- Müller-Hohagen, Jürgen (2015). Verleugnet, verdrängt, verschwiegen. Identitäten der Nachkommen von NS-Tätern und Mitläufern nach 1945 und gegenwärtige Islamophobie und Fremdenfeindlichkeit. In: Ausgabe 27, S. 41-45.
- ders. (2010). Seelische Langzeitwirkungen aus politischer Verfolgung in der NS-Zeit. In: Ausgabe 16, S. 31-39.
- Winter, Wolfgang (2017). Wohin mit der Aggression? Kriegskinder und die Lust am Destruktiven. Eine Fallstudie. In: Ausgabe 30, S. 34-36.
- ders. (2014). „... bis ins dritte und vierte Glied ...“? Kinder der Kriegskinder in der Beratung. In: Ausgabe 25, S. 42-45.
- ders. (2006). „Mutter, wann ist der Krieg zu Ende?“ Selbsterfahrungsgruppe für Kriegskinder der Jahrgänge 1930-1945. In: Ausgabe 9, S. 24-26.

Anmerkung

- 1 Vortrag im Rahmen des Fachtags der Evangelischen Konferenz für Familien- und Lebensberatung e. V. zum selben Thema am 27. April 2018 in Berlin.

Wolfgang Winter

Pastor i. R.
 Pastoralpsychologe (DGfP)
 Supervisor (DAGG, DGfP, EKfUL)
 Emil-Nolde-Weg 27
 37085 Göttingen
 wolfgang-winter@gmx.de

Psychologische Beratung von Menschen mit Körper- und Sinnesbehinderung

■ CHRISTINA HEIL, PFORZHEIM¹

Häufig berichten Menschen mit einer Behinderung von erheblichen Schwierigkeiten, einen geeigneten Berater oder Psychotherapeuten zu finden. Dieser Artikel soll Berater dabei unterstützen, die notwendigen äußeren Rahmenbedingungen zur Beratung dieser Klienten zu schaffen, Berührungspunkte gegenüber körper- und sinnesbehinderten Menschen abzubauen sowie behinderungsbezogene beratungsrelevante Themen zu identifizieren und angemessen in den Beratungsprozess zu integrieren.

1. Aktuelle Versorgungssituation

Für Menschen mit einer Behinderung gestaltet sich die Suche nach einer psychologischen Beratung oder nach einer Psychotherapie zumeist sehr langwierig und kraftraubend. Häufig fühlen sie sich mit ihren Anliegen unverstanden oder werden sogar von vorn herein aufgrund ihrer Behinderung als Klienten abgelehnt. Auch wenn Menschen mit einer Behinderung eine stationäre Behandlung in einer psychiatrischen oder psychosomatischen Fachklinik aufnehmen möchten, entstehen immer wieder Probleme. Einwände seitens der Kliniken beziehen sich häufig darauf, dass man den erhöhten Betreuungsaufwand nicht leisten könne oder der behinderte Mensch nicht in der Lage sei, am Behandlungsprogramm teilzunehmen. In den meisten Fällen basieren die Bedenken mehr auf Unwissenheit und Vorbehalten als auf tatsächlicher Kenntnis über die Möglichkeiten und Grenzen dieser Personen.

Bis vor Kurzem war das Thema Behinderung in der Aus- und Weiterbildung von Psychologen und Psychotherapeuten kaum existent, und es war auch nur sehr wenig Literatur darüber zu finden. Seit einigen Jahren gibt es entsprechende Arbeitsgruppen in Fachverbänden, Fortbildungsangebote

und vermehrt psychologische Literatur zum Thema Behinderung. Doch noch ist der Rückstand nicht aufgeholt. Im Folgenden werde ich zunächst einige Charakteristika verschiedener Körper- und Sinnesbehinderungen erläutern und darauf aufbauend darstellen, welche äußeren Rahmenbedingungen für die Beratung dieser Menschen notwendig sind.

1.1. Körperbehinderung

Anhand von Zahlen des Statistischen Bundesamtes leben in Deutschland ungefähr 1,41 Millionen Menschen, die auf einen Rollstuhl angewiesen sind (knapp 2% der Bevölkerung). Hinzu kommen weitere Körperbehinderungen, die andere Funktionsbereiche betreffen. In der Wahrnehmung und Kommunikation sind körperbehinderte Menschen mit Ausnahme von Menschen mit Sprachstörungen nicht eingeschränkt, weshalb Berater zumeist dieselben Interventionen in derselben Weise wie bei nichtbehinderten Menschen anwenden können. Die Voraussetzung für die Inanspruchnahme von Angeboten durch Rollstuhlfahrer ist, dass Gebäude barrierefrei gestaltet sind. Dies bedeutet, dass ein ebenerdiger Zugang oder eine Rampe vorhanden ist, Türen und Aufzüge breit genug für

Rollstühle und Toiletten groß genug zum Wenden sind, über Haltegriffe verfügen und ein Waschbecken haben, das mit dem Rollstuhl unterfahren werden kann. Nach Angaben der Stiftung Gesundheit weist nur ein Drittel der Praxen von Ärzten und Psychotherapeuten in Deutschland eines oder mehrere Merkmale der Barrierefreiheit auf. Die Stiftung Gesundheit hat in den letzten Jahren zwei Projekte initiiert: Das Projekt „Barrierefreie Praxis“ hat bei Praxen von Ärzten und Psychotherapeuten Kriterien der Barrierefreiheit erhoben und gewährleistet, dass Betroffene in der Online-Arzt suche nach Praxen suchen können, die ihren Anforderungen entsprechen. Das Projekt „PraxisTool Barrierefreiheit“ der Stiftung Gesundheit unterstützt Ärzte und Psychotherapeuten durch ein entsprechendes Online-Angebot bei der barrierefreien Gestaltung ihrer Praxis (Weblinks s. Kap. 5.1).

1.2. Hörbehinderung und Gehörlosigkeit

In Deutschland gibt es 15 Millionen schwerhörige Menschen (21% der über Vierzehnjährigen) und 80.000 gehörlose Menschen (0,1% der Gesamtbevölkerung). Bei einer Hörbehinderung stehen vor allem die Besonderheiten in der Kommunikation im

Vordergrund. Je nach Grad der Hörschädigung kann es zu akustischen Missverständnissen kommen, wenn undeutlich gesprochen wird, die Rahmenbedingungen ungünstig sind, oder die lautsprachliche Kommunikation gar nicht möglich ist. Gehörlose Menschen bedienen sich zur Kommunikation zumeist der Gebärdensprache. Eine Studie des Badischen Wohlfahrtsverbandes für Hörgeschädigte e.V. aus dem Jahr 2013 ergab, dass es in Deutschland nur achtzehn approbierte Psychotherapeuten gibt, die Gebärdensprache können. Zudem gibt es nur zwei Psychiatrien, die über spezielle Stationen für hörgeschädigte Erwachsene verfügen: die Bezirksklinik Mittelfranken in Erlangen und das Behandlungszentrum für Hörgeschädigte in der Psychiatrie Lengerich (Nordrhein-Westfalen) (Weblink s. Kap. 5.2). Das Deutsche Zentrum für hörgeschädigte Kinder und Jugendliche mit psychischen Störungen Uchtspringe in Sachsen-Anhalt bietet stationäre Behandlung für hörgeschädigte Kinder an (Weblink s. Kap. 5.2). Wenn keine Psychotherapeuten mit Gebärdensprachkenntnissen zur Verfügung stehen, besteht die Möglichkeit, einen Gebärdensprachdolmetscher einzusetzen. Es gibt Gebärdensprachdolmetscher-Vermittlungszentralen (Weblink s. Kap. 5.2). Beim Einsatz eines Dolmetschers ist jedoch die Finanzierung zu klären. Des Weiteren besteht die Gefahr, dass der Dolmetscher die vertrauensvolle Atmosphäre stört und sich negativ auf die Offenheit des Klienten auswirkt. Eine weitere Schwierigkeit ist, dass nicht alles problemlos aus der Lautsprache in die Gebärdensprache übersetzt werden kann. Sehr begrüßenswert wäre daher, wenn Berater, die sich für die Arbeit mit hörgeschädigten Menschen interessieren, selbst die Gebärdensprache erlernen würden. Zur Verbesserung der psychotherapeutischen und psychiatrischen Versorgung hörgeschädigter Menschen wurde im Jahr 2014 der Verein zur Förderung der seelischen Gesundheit Hörbehinderter gegründet (Weblink s. Kap. 5.2).

1.3. Sehbehinderung und Blindheit

Es gibt keine genauen statistischen Angaben über die Anzahl blinder und sehbehinderter Menschen in der BRD. Hochrechnungen zu Folge leben in Deutschland ca. 150 000 blinde Menschen und mehr als 500 000 sehbehinderte Menschen. Für blinde und sehbehinderte Menschen ist eine gute Erreichbarkeit der Räumlichkeiten mit öffentlichen Verkehrsmitteln eine Voraussetzung. Auch eine möglichst genaue Wegbeschreibung ist sehr hilfreich. Blinde und hochgradig sehbehinderte Menschen verwenden zur Orientierung im Straßenverkehr einen Blindenlangstock oder einen Blindenführhund und teilweise zusätzlich eine sprechende Navigations-App auf dem Smartphone. Im Gebäuden kann man blinde Menschen führen, indem man ihnen den Oberarm zum Festhalten anbietet und selbst vorangeht. Stufen sollte man ankündigen und davor kurz stehen bleiben. Einen Stuhl zeigt man einem blinden Menschen, indem man seine Hand nimmt und sie auf die Lehne legt. Bei der Diagnostik und beim Arbeiten mit schriftlichen Therapiematerialien sollte zu Beginn eine Vorgehensweise abgestimmt werden. Sehbehinderte Menschen können mit geeigneten Brillen oder Lupen häufig noch normale oder leicht vergrößerte Schrift lesen, sofern diese zum Untergrund einen guten Kontrast aufweist und die Lichtverhältnisse im Raum ausreichend sind. Blinde Menschen arbeiten am Computer mit einem Bildschirmleseprogramm, das den Text in Sprache überträgt. Alles was digital in Textform vorliegt, kann blinden Menschen per E-Mail oder als Datei zur Verfügung gestellt werden. Bei älteren blinden Menschen, die mit den technischen Hilfsmitteln nicht vertraut sind, kann mit Audioaufzeichnungen gearbeitet werden. Da blinde und sehbehinderte Menschen häufig von Psychotherapeuten abgelehnt werden, gibt es eine Liste von Therapeuten, die entweder selbst blind oder sehbehindert sind oder Erfahrung mit blinden und sehbehinderten Menschen haben

(Weblink s. Kap. 5.3). Im Bereich der stationären Behandlung hat sich die Klinikgruppe MediClin im Besonderen auf die Bedürfnisse dieser Personengruppe spezialisiert (Weblink s. Kap. 5.3).

2. Herausforderungen für Berater

Unzureichende strukturelle Voraussetzungen machen nur einen Teil der Schwierigkeiten bei der psychologischen und psychotherapeutischen Versorgung behinderter Menschen aus. Die Realität zeigt, dass es vielen mit Behinderung unerfahrenen Menschen nicht gut gelingt, in angemessener Weise die fehlenden Informationen über eine Behinderung einzuholen und behinderten Menschen aufgeschlossen zu begegnen. Ich möchte deshalb die Gründe näher beleuchten, die hierfür verantwortlich sind und möchte Strategien aufzeigen, die den Umgang mit behinderten Menschen erleichtern können.

2.1. Emotionen und Heuristiken

Fast jeder Mensch reagiert in irgendeiner Form emotional auf eine Behinderung. Wie diese emotionale Reaktion ausfällt, hängt zumeist stark mit den eigenen Prägungen zusammen und kann sich auch je nach Art der Behinderung unterscheiden. Wenn die Behinderung eigene Ängste aktiviert, selbst einmal behindert zu werden, oder wenn man sich durch den Kontakt mit einem behinderten Menschen mit eigenen Unzulänglichkeiten konfrontiert fühlt, kann dies unreflektiert zu einer Abwehrhaltung führen, die dem Selbstschutz vor belastenden Emotionen dient. Eine solche Abwehrhaltung kann sich in der Ablehnung von behinderten Menschen oder in aggressiven Reaktionen auf die Behinderung äußern. Beispiele hierfür sind, dass jemand das Aussehen eines körperbehinderten Menschen, die reduzierte Gestik eines sehbehinderten Menschen oder die etwas anderslau-

tende Sprache eines hörbehinderten Menschen als abstoßend erlebt. Auch eine Überbewertung der Schwächen des behinderten Menschen und damit einhergehendes starkes Mitleid kann auftreten, was dann dazu führt, dass sich die Betroffenen überfürsorglich verhalten und der behinderten Person zu wenig zutrauen. Stärken und Ressourcen des behinderten Menschen werden in diesem Fall unzureichend oder gar nicht wahrgenommen. Manchmal reagieren Menschen auch mit übermäßiger Bewunderung und schreiben behinderten Menschen nahezu übernatürliche Fähigkeiten zu, da diese scheinbar auf wundersame Weise Dinge hinbekommen, die man nie für möglich gehalten hätte. Die Bewunderer laufen dann Gefahr, die Kompetenzen der behinderten Person zu überschätzen und Probleme zu übersehen. Menschen mit einer Behinderung machen beim Versuch

übergroße Bewunderung behinderter Menschen möglicherweise Selbstschutz, sich mit den negativen Aspekten auseinanderzusetzen

eines näheren Kennenlernens häufig die Erfahrung, dass viele der Bewunderer sehr distanziert werden und das Interesse an einem persönlichen Kontakt zu verlieren scheinen. Somit kann auch eine übergroße Bewunderung behinderter Menschen eine Form des Selbstschutzes darstellen, der dazu dient, sich mit den negativen Aspekten der Behinderung nicht auseinandersetzen zu müssen.

Wenn Menschen starke emotionale Reaktionen auf die Behinderung und eigene Abwehrhaltungen nicht ausreichend reflektieren, kommt es neben der direkten Auswirkung der emotionalen Reaktion und der Abwehrhaltung sehr oft zur Anwendung von

Heuristiken. Es werden dann Annahmen über das Leben mit der Behinderung aufgestellt, die sehr verallgemeinernd sind und nicht an der Realität überprüft werden. Die Aussage eines Busfahrers: „Ich wusste gar nicht, dass es hier ein Blindenheim gibt.“, als ich während meines Studiums an einer Bushaltestelle ausstieg, ist ein eindrückliches Beispiel für derartige Annahmen. Des Weiteren geschieht es sehr oft, dass die Rolle der Behinderung generell überbewertet wird. Der Mensch wird dann in erster Linie als Behinderter gesehen, und nahezu alles, was er tut oder lässt, wird mit der Behinderung begründet. Erbringt er beispielsweise gute Leistungen im Beruf, vermutet man, dass er damit seine Behinderung kompensieren möchte. Erbringt er hingegen weniger gute Leistungen, wird angenommen, dass die behinderungsbedingten Einschränkungen hierfür verantwortlich sind.

Was die Sache noch erschwert ist, dass nicht nur nichtbehinderte Menschen Gefahr laufen, derartige Heuristiken anzuwenden, sondern auch behinderte Menschen selbst häufig dazu neigen, sich in derartigen Extremen zu bewerten und sich dementsprechend zu verhalten. Je nachdem wie sie aufgewachsen sind und von ihrem Umfeld bewertet, gefördert oder behindert wurden, tendieren sie mehr oder weniger in die eine oder andere Richtung. Man findet deshalb bei Menschen mit Körper- und Sinnesbehinderungen häufiger Extreme als bei nichtbehinderten Menschen, beispielsweise blinde Menschen, die nie das Elternhaus verlassen und sich nicht einmal selbst ihr Brot streichen können im Gegensatz zu anderen blinden Menschen, die Fünftausender besteigen oder ohne Begleitung Expeditionen durch unwegsames Gelände machen.

Berater sollten daher sowohl Ihre eigene emotionale Reaktion auf die Behinderung reflektieren als auch bedenken, dass der Mensch, der ihnen gegenüber sitzt, auch in seinem Alltag mit starken Reaktionen anderer Menschen auf seine Behinderung konfrontiert wird und möglicherweise die Einstellungen von prägenden Be-

zugspersonen zu seiner Behinderung in sein eigenes Selbstkonzept übernommen hat.

Um die eigene emotionale Reaktion auf die Behinderung eines Klienten zu bearbeiten, ist es zunächst wichtig, dass Berater erkennen, welche Gefühle die Behinderung bei ihnen selbst auslöst und ob und auf welche Weise sie Gefahr laufen, diese Gefühle abzuwehren. In einem nächsten Schritt sollten sie versuchen, die durch die Behinderung ausgelösten Emotionen in ihre persönliche Biografie einzuordnen, damit sie verständlich werden. Das Ziel sollte nicht sein, sich unangenehme Emotionen in Bezug auf die Behinderung zu verbieten, sondern diese Emotionen zu akzeptieren, sie aber so weit zu kontrollieren, dass sie sich möglichst wenig auf das Verhalten gegenüber dem Klienten auswirken und man diesem aufgeschlossen

Behinderung nur eine von vielen Eigenschaften des Menschen

begegnen kann. Berater sollten sich zudem stets bewusst machen, dass die Behinderung lediglich eine von vielen Eigenschaften des Menschen ist. Falls Berater feststellen, dass die Abneigung gegenüber bestimmten Behinderungen so stark ist, dass sie dem Klienten nicht die nötige Unvoreingenommenheit entgegenbringen können, empfiehlt es sich nicht, die Beratung durchzuführen, denn unter solchen Voraussetzungen kann eine Beratung mehr schaden als helfen.

2.2. Fehlende Kenntnisse

Von Unwissenheit bezüglich spezieller behinderungsbezogener Themen oder von Unsicherheit im Umgang mit dem behinderten Menschen sollten Berater sich nicht irritieren lassen. Dies ist für die Beratung nicht hinderlich,

sofern es ihnen gelingt, dem Klienten aufgeschlossen zu begegnen und ihm Fragen zum Umgang mit seiner Behinderung zu stellen. Den meisten behinderten Menschen ist bewusst, dass nichtbehinderte Menschen keine Experten für ihre Behinderung sind. Größere Wissenslücken zu der Behinderung sollten Berater zusätzlich durch Lektüre von geeigneten Büchern, Artikeln oder Websites oder Kontaktaufnahme mit Selbsthilfeorganisationen für Menschen mit dieser Behinderung beheben. Behinderungsbezogene Fragen in der Beratung sind wichtig und hilfreich. Wenn diese jedoch überhand nehmen, besteht die Gefahr, dass zu viel Zeit dafür benötigt wird, die dann für die eigentlichen Themen der Beratung fehlt.

3. Planung und Durchführung der Beratung

Das Ziel sollte sein, die Rolle der Behinderung weder über- noch unterzubewerten. Im Folgenden möchte ich Wege aufzeigen, wie sich behinderungsbezogene Themen und Fertigkeiten identifizieren und angemessen in den Beratungsprozess integrieren lassen.

3.1. Art und Eintrittszeitpunkt der Behinderung

Um die Suche nach beratungsrelevanten behinderungsbezogenen Themen zu erleichtern, kann es hilfreich sein, die Behinderung des Klienten zunächst anhand verschiedener Merkmale zu kategorisieren. Hieraus können dann Fragen zu Themen abgeleitet werden, die für bestimmte Behinderungsarten charakteristisch sein können. Zu beachten ist, dass die Behinderung nicht nur als Ursache möglicher Probleme angesehen werden sollte, sondern auch als Grundlage für Ressourcen, die der Klient durch die erfolgreiche Bewältigung seiner Behinderung erworben hat.

Merkmale zur Kategorisierung von Behinderungen:

- *sichtbar versus unsichtbar*: Blindheit, starke Sehbehinderungen und Körperbehinderungen sind für Außenstehende sichtbar. Menschen, die von einer sichtbaren Behinderung betroffen sind, erfahren von ihren Mitmenschen einerseits mehr Beachtung in Bezug auf die Behinderung, sind aber andererseits auch stärker gefährdet für Stigmatisierungen und Vorurteile. Andere Menschen neigen häufig dazu, in erster Linie die Behinderung wahrzunehmen und auf ihre Art damit umzugehen. Betroffene fühlen sich daher oft auf ihre Behinderung reduziert und neigen manchmal auch selbst dazu, sich hauptsächlich als Behinderte zu sehen und ihre anderen Eigenschaften ungenügend zu erkennen. Hörbehinderungen und leichte Sehbehinderungen beispielsweise sind hingegen von außen unsichtbar. Menschen mit einer unsichtbaren Behinderung werden auf den ersten Blick stärker in ihrer Gesamtheit wahrgenommen, leiden aber oft darunter, dass ihre Behinderung von anderen Menschen nicht erkannt und nicht beachtet wird. Sie sind gefordert, sich immer wieder erklären zu müssen, und es besteht die Gefahr, dass sie auf Unverständnis stoßen, weil die behinderungsbezogenen Schwierigkeiten von anderen Menschen nicht so leicht nachvollzogen werden können.

- *angeboren versus später eingetreten*: Menschen mit einer angeborenen Behinderung können sich in ihrer Entwicklung voll und ganz auf ein Leben mit ihrer Behinderung vorbereiten. Sie haben von Anfang an die Möglichkeit, die notwendigen Hilfsmittel einzusetzen, fehlende Sinne und Körperfunktionen zu kompensieren und ihre private und berufliche Planung mit der Behinderung abzustimmen. Allerdings werden sie gleichzeitig auch von Geburt an mit der Art konfrontiert, wie ihre Bezugspersonen mit der Behinderung umgehen. Oft geraten Eltern in eine schwere psychische Krise, wenn sie erfahren, dass ihr Kind behindert

ist, was dann sehr negative Auswirkungen auf die Beziehung zum Säugling haben kann. Wenn es den Eltern auch in späteren Jahren nicht gut gelingt, einen adäquaten Umgang mit der Behinderung zu finden, leiden die Kinder häufig unter abwertenden Äußerungen, unter mangelhafter Förderung oder unter überfürsorglichem Verhalten. Ein geringes Selbstwertgefühl und eine geringe Selbstwirksamkeitsüberzeugung können die Folge sein. Hinzu kommen bei von Geburt an behinderten Menschen oft zahlreiche Krankenhausaufenthalte und der Einfluss der Art der Beschulung, entweder in einer Sonderschule, oft verbunden mit Internatsunterbringung, oder als behindertes Kind in einer normalen Schule. Menschen, die später im Leben von einer Behinderung betroffen werden, haben in der Vergangenheit ihre Identität als nicht-behinderter Mensch aufgebaut. Je nachdem wie groß die Auswirkungen der Behinderung auf ihren früheren Lebensstil sind, wie gut sie sozial eingebunden sind und wie viele Ressourcen sie bereits erworben haben, wirkt sich die Behinderung auf psychischer Ebene aus. Es macht beispielsweise einen großen Unterschied, ob ein zuvor sportlich aktiver Mensch plötzlich im Rollstuhl sitzt, oder ob dasselbe Schicksal jemanden trifft, der bisher seine Freizeit größtenteils mit sitzenden Tätigkeiten verbracht hat. Der Verlust, den die Behinderung mit sich bringt, kann sehr schmerzlich und bedrohlich sein, und im Extremfall ist eine komplette berufliche und private Neuorientierung erforderlich.

- *plötzlich eingetreten versus fortschreitend*: Bei Menschen, deren Behinderung erst später im Leben eingetreten ist, macht es zudem einen Unterschied, ob diese beispielsweise durch einen Unfall plötzlich aufgetreten ist oder ob sie sich beispielsweise durch eine erbliche Erkrankung schleichend entwickelt. Menschen mit einem plötzlichen Behinderungseintritt können zunächst so massiv gefordert sein, sich schnellstmöglich an die neue Situation anzupassen, dass sie erst

nach einer Phase der Neuorganisation ihres Lebens zur emotionalen Verarbeitung der Behinderung in der Lage sind. Menschen mit einer fortschreitenden Behinderung leiden hingegen nach dem Schock der Diagnosestellung und nach einer Phase der Verdrängung oft unter starken Zukunftsängsten. Traurigkeit, Verzweiflung und Wut können sich erst dann konstruktiv mit ihrer Situation auseinandersetzen, wenn sie gelernt haben, mit ihren Gefühlen umzugehen und die Realität zu akzeptieren. Es wird jedoch die Angst vor einer weiteren Verschlechterung bestehen bleiben.

- *Art der behinderungsbedingten Grenzen:* Behinderungen unterscheiden sich auch in der Weise, wie sich die Grenzen durch die Funktionseinschränkung gestalten. Für Rollstuhlfahrer gibt es beispielsweise klare Grenzen, wenn Gebäude aufgrund von Stufen oder zu schmalen Türen nicht zugänglich sind. Für blinde Menschen hingegen sind die Grenzen nur selten so klar. Sie stehen zwar auch zunächst vor einer Hürde, wenn sie sich in unbekannter Umgebung befinden oder Bücher nur in gedruckter Form vorliegen, es ist dann aber mit einem hohen Zeit- und Energieaufwand trotzdem möglich, sich neue Wege einzuprägen und gedruckte Literatur einzuscannen und sie über eine Texterkennungssoftware zugänglich zu machen. Wenn jemand häufig mit klaren Grenzen konfrontiert wird, kann das zu Gefühlen von Hilflosigkeit und Frustration führen. Wenn hingegen die Grenzen weniger klar sind, kann es bei einer zu hohen Zielsetzung zu Stress und Überforderung kommen und bei einer zu niedrigen Zielsetzung zu Unterforderung und Unzufriedenheit.

- *Ausmaß der Kommunikationsbeeinträchtigung:* Körperbehinderte Menschen sind abgesehen von Sprachbehinderungen in ihrer Kommunikation nicht beeinträchtigt. Blinde und hochgradig sehbehinderte Menschen sind nur dann beeinträchtigt, wenn es darum geht, jemanden anzusprechen, der sich still verhält. Schwer hörbehin-

derte Menschen hingegen können nur mit großen Umständen Sprache verstehen oder von den Lippen ablesen oder sind auf Gebärdensprache angewiesen. Je größer die Kommunikationsbeeinträchtigung ist, desto größer ist auch das Gefühl der Unzugehörigkeit zu anderen Menschen.

- *Ausmaß der Abhängigkeit:* Nicht alle behinderten Menschen sind in gleichem Ausmaß von der Hilfe anderer Menschen abhängig. Gehörlose Menschen können sehr gut ohne Hilfe von hörenden Menschen leben und pflegen teilweise auch intensiv den Kontakt zur so genannten Gehörlosenkultur. Behinderte Menschen, die wenig auf fremde Hilfe angewiesen sind, fühlen sich möglicherweise nur andersartig, aber nicht so sehr als Menschen mit einer Behinderung. Körperbehinderte und blinde Menschen sind hingegen viel stärker darauf angewiesen, immer wieder Hilfe für Tätigkeiten des Alltags in Anspruch zu nehmen, was häufig zu einer stärkeren Bewusstheit des Themas Behinderung führt. Auch erfordert ein hohes Ausmaß an Abhängigkeit die Fähigkeit, andere Menschen um Hilfe zu bitten und auch unerwünschte Hilfe kompetent abzulehnen.

- *Vorhandensein von Schmerzen:* Dies sollte abgeklärt werden, da sich dauerhafte und wiederkehrende Schmerzen erheblich auf das emotionale Befinden auswirken können.

- *Einfach- versus Mehrfachbehinderung:* Diese Unterscheidung ist relevant, weil eine Mehrfachbehinderung nicht einfach als Summe der einzelnen Behinderungen betrachtet werden kann. Ein Beispiel hierfür ist Taubblindheit. Hier sind die Kompensationsmöglichkeiten, die gehörlose Menschen normalerweise anwenden, aufgrund der Blindheit kaum möglich, und umgekehrt ist es genauso. Taubblinde Menschen benötigen folglich deutlich mehr Assistenz im Alltag als blinde oder gehörlose Menschen.

3.2. Übergreifende existenzielle Themen

Manche Menschen mit einer Behinderung empfinden eine tiefgreifende Unsicherheit über ihren Wert für andere Menschen und für die Gesellschaft oder sind sogar davon überzeugt, aufgrund ihrer Behinderung gegenüber nichtbehinderten Menschen minderwertig zu sein. Wiederum andere empfinden starke Scham aufgrund ihrer Einschränkungen oder ihres andersartigen Aussehens. Derartige Themen sind unabhängig von Art und Eintrittszeitpunkt der Behinderung, und im Rahmen der Beratung sollte exploriert werden, inwiefern sie den betreffenden Klienten beschäftigen. Gefühle von Minderwertigkeit oder Scham haben ihren Ursprung häufig in sozialen Ausgrenzungserfahrungen, in direkten Abwertungen durch Mitmenschen, in einer unzureichend entwickelten Selbstwirksamkeitsüberzeugung oder in einer defizitorientierten Sichtweise der Behinderung, die von prägenden Bezugspersonen übernommen wurde oder von gesellschaftlich propagierten Idealvorstellungen herrührt. In diesem Zusammenhang sollte man sich ein stark tabuisiertes gesellschaftliches Thema bewusst machen, das im Kontrast zu den Inklusionsbemühungen von Menschen mit Behinderungen steht und maßgeblich zur Aufrechterhaltung einer defizitorientierten Sicht von Behinderungen beiträgt: Alle werdenden Eltern werden heute mit der

Lebensrecht behinderter Menschen nicht selbstverständlich in unserer Gesellschaft

Entscheidungsfreiheit konfrontiert, ob sie im Rahmen der Pränataldiagnostik Untersuchungen zur Feststellung von Chromosomenstörungen und Fehlbildungen vornehmen lassen möchten und ob sie im Fall einer diagnosti-

zierten Störung die Schwangerschaft fortsetzen möchten oder nicht. Das Lebensrecht behinderter Menschen ist somit in unserer Gesellschaft nicht selbstverständlich. Und das ist eine bedenkliche Realität. Wenn ungeborene Kinder mit einer diagnostizierten Behinderung nicht dieselbe Würde erfahren wie gesunde ungeborene Kinder, hat dies weitreichende Konsequenzen, auch für die lebenden Menschen mit einer Behinderung. Ein solcher Umgang mit dem ungeborenen Leben fördert ein Menschenbild, das sich rein auf die Funktionalität des Menschen beschränkt, und senkt die Hemmschwelle, Menschen auszugrenzen, wenn sie nicht bestimmten Standards entsprechen.

3.3. Beziehungen zu Angehörigen

Eine besondere Herausforderung ergibt sich für psychologische Berater, wenn ein Mensch mit einer Behinderung zusammen mit Angehörigen zur Beratung kommt. Eine Schwierigkeit kann darin bestehen, dass sich die Anwesenheit der Angehörigen negativ auf die Offenheit der Beteiligten auswirkt, gerade wenn eine starke Abhängigkeit des behinderten Menschen von seinen Bezugspersonen besteht

mit den einzelnen Personen klären, wie mit den kritischen Themen umgegangen werden soll

oder wenn behinderungsbezogene Themen in der Familie tabuisiert werden. Hier kann es hilfreich sein, für einen Teil der Zeit mit den einzelnen Personen zu sprechen und dann zu klären, wie im Gespräch mit den Angehörigen mit den kritischen Themen umgegangen werden kann. Auch Eltern, Geschwister, Kinder und Partner von Menschen mit einer Behinderung

können durch behinderungsbezogene Themen belastet sein. Beispiele sind die zeitliche und emotionale Belastung durch die große Abhängigkeit des behinderten Menschen, die Trauer über die Tatsache, dass der Angehörige behindert ist, und vor allem bei einer später eingetretenen Behinderung, dass Vieles nicht mehr in der selben Weise möglich ist wie früher und Alltagsaufgaben sowie die Freizeitgestaltung neu organisiert werden müssen. Zudem sollte exploriert werden, welches Bild die Angehörigen allgemein von der Behinderung haben und inwiefern ihr Denken Heuristiken folgt, die den betreffenden Mensch mit der Behinderung in einem verzerrten Licht erscheinen lassen. Es kann helfen, in einem solchen Fall gemeinsam zu überlegen, ob sich die Sichtweise der Angehörigen auf ihre tatsächlichen Erfahrungen mit dem behinderten Familienmitglied stützt. Das Ziel sollte sein, dass es den Angehörigen gelingt, den behinderten Mensch so wahrzunehmen wie er tatsächlich ist und ihm möglichst unvoreingenommen zu begegnen. Bezüglich der Trauer über die Behinderung ist zu sagen, dass es Angehörigen genauso wie dem behinderten Mensch selbst zusteht, über die Situation zu trauern. Hilfreich ist jedoch für alle Beteiligten, wenn es den Angehörigen gelingt, nicht nur die Behinderung zu sehen, sondern ihren Angehörigen als Mensch mit all seinen Eigenschaften wahrzunehmen und wertzuschätzen. Wenn sich Angehörige mit dem behinderungsbedingten Mehraufwand überfordert fühlen, sollte zudem nach Möglichkeiten gesucht werden, wie sie entlastet werden können, beispielsweise durch das Einstellen einer bezahlten Assistenzperson oder eines Pflegedienstes.

3.4. Behinderungsbezogene Fertigkeiten

Aus den behinderungsbezogenen Problemen und Ressourcen können Fertigkeiten abgeleitet werden, die Menschen mit einer Behinderung erwerben sollten. Im Folgenden sind

einige Beispiele für derartige Fertigkeiten genannt:

- *Kompensation*: Alle Menschen mit einer Behinderung sind in gewissem Maße gefordert, die behinderungsbedingten Schwierigkeiten zu kompensieren, um ein eigenständiges Leben führen zu können. Dabei können Routinetätigkeiten des Alltags deutlich mehr Zeit und Energie in Anspruch nehmen als das bei nichtbehinderten Menschen der Fall ist, beispielsweise wenn sich ein Rollstuhlfahrer anzieht und wäscht oder wenn sich ein blinder Mensch mit dem Langstock im Straßenverkehr bewegt. Menschen mit einer Behinderung sollten geeignete Strategien zur Kompensation erwerben. Welche Strategien dies sind, hängt maßgeblich von der Art der Behinderung ab. Wenn die Gefahr besteht, häufig mit klaren und unüberwindbaren Grenzen konfrontiert zu werden, sollte ein Lebensumfeld gesucht werden, in dem diese Grenzen möglichst selten auftauchen, beispielsweise barrierefreie Räumlichkeiten für einen körperbehinderten Menschen. Und wenn die Gefahr von Über- oder Unterforderung aufgrund von weniger klaren Grenzen besteht, sollten Prioritäten und realistische Lebensziele erarbeitet werden. Für die Entwicklung

im Kontakt mit anderen Menschen Kompensationsstrategien entwickeln

von konkreten Kompensationsstrategien ist der Kontakt zu anderen Menschen mit derselben Behinderung sehr hilfreich. Diese können beispielsweise Anregungen geben, wo sich wichtige Informationen finden lassen, welche Hilfsmittel sich eignen und wie die Unterstützung durch eine Assistenzperson organisiert werden kann. Vor allem Menschen, bei denen erst später im Leben eine Behinderung eingetreten ist, gewinnen oft neue Zuversicht,

wenn sie von anderen behinderten Menschen erfahren, wie diese ihren privaten und beruflichen Alltag gestalten. Je mehr Kompensationsstrategien ein behinderter Mensch besitzt, desto größer sind seine Autonomie und seine Selbstwirksamkeitsüberzeugung.

- **Selbstwert:** Soziale Vergleiche beeinflussen in starkem Maße das Selbstkonzept. Im Gegensatz zu Menschen ohne Behinderung, denen eine soziale Vergleichsnorm ausreicht, ist es für Menschen mit Behinderung hilfreich, zwei Vergleichsnormen zu haben: die Gruppe der Menschen ohne Behinderung und die Gruppe der Menschen mit derselben oder einer ähnlichen Behinderung. Wenn ein behinderter Mensch zu beiden Personengruppen Kontakte pflegt und sich in beide Gruppen einordnen kann, trägt dies maßgeblich zur Entwicklung eines stabilen und realistischen Selbstkonzeptes bei. Durch den Vergleich mit anderen behinderten Menschen können eigene Stärken besser wahrgenommen werden. Behinderte Menschen, die sich ausschließlich mit nichtbehinderten Menschen vergleichen, laufen Gefahr,

der Vergleich mit nichtbehinderten Menschen ebenso wichtig wie der Vergleich mit behinderten Menschen

.....

hauptsächlich ihre Schwächen wahrzunehmen. Der Vergleich mit nichtbehinderten Menschen ist jedoch ebenso wichtig wie der Vergleich mit behinderten Menschen, da die nichtbehinderten Menschen die Mehrheit darstellen und man als Mensch mit einer Behinderung deren Normen kennen sollte, um sich adäquat zu verhalten und sich realistische Ziele im Kontakt mit nichtbehinderten Menschen setzen zu können. Menschen mit einer Behinderung, die viel Abwertung und Ablehnung erlebt haben und von einer

defizitorientierten Sicht der Behinderung geprägt sind, kann es zudem helfen, sich die Subjektivität der Ansichten der negativ denkenden Mitmenschen bewusst zu machen. Nur weil andere Menschen ein defizitorientiertes Bild der Behinderung haben, bedeutet dies noch lange nicht, dass die Behinderung tatsächlich nur als Mangel anzusehen ist und man weniger wert ist als ein Mensch ohne Behinderung. Die Erarbeitung einer Sichtweise, die in der Behinderung auch Ressourcen sieht und die den Mensch in seiner Gesamtheit und Einzigartigkeit wahrnimmt, ist essenziell für ein positives Selbstkonzept dieser Menschen. Ein solch positives Selbstkonzept wirkt sich auch auf die Ausstrahlung gegenüber den Mitmenschen aus und trägt dazu bei, Menschen kennen zu lernen, die eine wertschätzende Haltung gegenüber Menschen mit einer Behinderung besitzen.

- **Soziale Kompetenz:** Wenn die Behinderung unsichtbar ist, sollte ein behinderter Mensch in der Lage sein, seinem Gegenüber zu erklären, welche Art von Behinderung er hat. Menschen mit einer sichtbaren Behinderung werden in der Öffentlichkeit immer wieder von fremden Menschen auf die Behinderung angesprochen und sollten die Fertigkeit besitzen, auf diesbezügliche Äußerungen und Fragen adäquat zu reagieren. Auch das Bitten um Hilfe oder um behinderungsbezogene Anpassungen sollte beherrscht werden, da es im beruflichen und privaten Umfeld immer wieder erforderlich ist, vor allem wenn die Behinderung unsichtbar ist, aber auch bei sichtbaren Behinderungen. Menschen mit sichtbaren Behinderungen sollten zudem erwünschte Hilfe kompetent annehmen und unerwünschte Hilfe bestimmt und freundlich ablehnen können.

- **Frustrationstoleranz:** Menschen mit einer Behinderung müssen häufiger mit Frustrationen fertig werden, weil sie durch die Behinderung generell in ihren Möglichkeiten begrenzt sind und weil sie im beruflichen und privaten Kontext auf mehr Skepsis und Ablehnung

stoßen als nichtbehinderte Menschen. Hier hilft oft die Solidarität mit anderen behinderten Menschen, denen es ähnlich geht, die gegenseitige Motivation und die Lenkung der Aufmerksamkeit auf schöne Dinge im Alltag und auf die Dinge, die gut laufen.

Aufbauend auf den Kenntnissen über die Rolle der Behinderung im Leben des Klienten und auf den Fertigkeiten, die für den behinderten Mensch hilfreich sind, können Berater die behinderungsbezogenen und nicht behinderungsbezogenen Themen mit den ihnen vertrauten Interventionen behandeln.

4. Ausblick

Berater müssen nicht selbst behindert oder im Umgang mit behinderten Menschen erfahren sein, um diesen eine gute Beratung anbieten zu können. Wenn es ihnen gelingt, behinderten Menschen unvoreingenommen zu begegnen und die für sie relevanten behinderungsbezogenen Themen mit geeigneten Methoden zu bearbeiten, kann die Beratung sehr erfolgreich verlaufen.

Zudem können Berater von der Arbeit mit behinderten Menschen auch für ihre Arbeit mit nichtbehinderten Menschen profitieren. Die Fertigkeiten, die einem behinderten Menschen ermöglichen, mit seiner Beeinträchtigung ein zufriedenes und glückliches Leben zu führen, würden auch vielen nichtbehinderten Menschen, die sich überfordern, sich an überhöhten Standards orientieren oder bei Schwierigkeiten resignieren, das Leben erleichtern. <

Literatur

Allgemein

- Artman, L. K. & Daniels, J. A. (2010). Disability and psychotherapy practice: Cultural competence and practical tips. *Professional Psychology: Research and Practice*, 41(5), 442-448.
- Glasenapp, J. (2015). Unsichtbare Grenzen – Barrierefreiheit in der Psychotherapie: Wie gelingt der Zugang trotz behinderungsbedingter Hürden? *Projekt Psychotherapie*, 2, 15-17.
- Heil, C. (2017). Psychotherapeutische Arbeit mit Menschen mit Körper- und Sinnesbe-

- hinderungen. *Psychotherapeutenjournal*, 1, 11-18.
- Hosemann, E. (2000). Gegenübertragungsprobleme bei der psychoanalytischen Behandlung sichtbar körperlich behinderter Patienten. In U. Streeck (Hrsg.), *Das Fremde in der Psychoanalyse: Erkundungen über das „Andere“ in Seele, Körper und Kultur*, (S.265-280). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Olkin, R. (2017). Disability-affirmative therapy: a case formulation template for clients with disabilities. Oxford: *Academy Of Rehabilitation Psychology Series* – Oxford University Press.
- Olkin, R. (1999). *What psychotherapists should know about disability*. New York: The Guilford Press.
- Turner, R. J., Lloyd, D. A. & Taylor, J. (2006). Physical disability and mental health: An epidemiology of psychiatric and substance disorders. *Rehabilitation Psychology*, 51 (3), 214-223.
- Websites:**
Projekt Barrierefreie Praxis (Suchmöglichkeit nach Praxen mit Merkmalen der Barrierefreiheit über die Arztauskunft): <https://www.arzt-auskunft.de/de/alles-ueber-die-arzt-auskunft/barrierefreie-praxis.htm>
Praxis-Tool Barrierefreiheit (Online-Support für Ärzte und Psychotherapeuten zur barrierefreien Gestaltung ihrer Praxis): <http://www.praxis-tool-barrierefreiheit.de>
- Hörbehinderung und Gehörlosigkeit**
Badischer Wohlfahrtsverband für Hörgeschädigte e.V. (2013). *Zugangsmöglichkeiten von Menschen mit Hörschädigung zu psychologischer, psychotherapeutischer und psychiatrischer Versorgung in Baden-Württemberg*.
- Fellinger, J. (2005). Psychosoziale Merkmale bei Gehörlosen. Daten aus einer Spezialambulanz für Gehörlose. *Der Nervenarzt* 1, 43-51.
- Hintermair, M. (2006). Was wissen wir über die Lebenszufriedenheit und das Selbstwertgefühl erwachsener Hörgeschädigter? *Hör Päd* 5, 164-172.
- Leven, R. (1997). *Psychische Störungen gehörloser und schwerhöriger Psychotherapie-Patienten unter besonderer Berücksichtigung kommunikativer Aspekte*. Verlag hörgeschädigter Kinder: Hamburg.
- Leven, R. (2003). *Gehörlose und schwerhörige Menschen mit psychischen Störungen*. Hamburg: Verlag Hörgeschädigter Kinder.
- Werth, I. & Sieprath, H. (2002). *Interkulturelle Kommunikation zwischen Hörenden und Gehörlosen*. *Das Zeichen* 61, 360-364.
- Websites**
Liste von Psychotherapeuten, die mit hörgeschädigten Menschen arbeiten: http://archiv.taubenschlag.de/cms_pics/ListeP-TundPSfuerGI.pdf
Förderung der seelischen Gesundheit Hörbehinderter e.V.: <http://deaf-psychohilfe.de/>
Liste der Gebärdensprachdolmetscher-Vermittlungszentralen: [http://www.dglb.de/dgb/index.php?option=com_content&view=article&id=1737%3Agehoerlosenkultur&catid=104%3Agehoerlosenkultur&Itemid=150&lang=de](http://www.dglb.de/dgb/index.php?option=com_content&view=article&id=332%3Avermittlungszentralen&catid=56%3Adolmetscher&Itemid=76&lang=de#hessen)
Informationen zum Erlernen der Gebärdensprache: <http://www.gebaerdenfabrik.de>
Informationen zur Gehörlosenkultur: http://www.gehoerlosen-bund.de/index.php?option=com_content&view=article&id=1737%3Agehoerlosenkultur&catid=104%3Agehoerlosenkultur&Itemid=150&lang=de
Bezirksklinik Mittelfranken in Erlangen mit psychiatrischen und psychosomatischen Spezialstationen für hörgeschädigte Menschen (Behandlung in Gebärdensprache): <http://www.bezirkskliniken-mfr.de/unsere-standorte/erlangen/behandlungsangebot/psychiatrie-und-psychosomatik/bereich-fuer-hoergeschaedigte.html>
Behandlungszentrum für Hörgeschädigte in der Psychiatrie Lengerich in Nordrhein-Westfalen (Behandlung in Gebärdensprache): http://www.lwl.org/klinik_lengerich_download/Abteilung_Hoergeschaedigte.pdf
Deutsches Zentrum für Psychiatrie und Psychotherapie mit hörgeschädigten Kindern und Jugendlichen Uchtspringe: <https://www.salus-lsa.de/kliniken-einrichtungen-leistungen/fachklinikum-uchtspringe/kliniken-leistungen/kliniken/kinder-und-jugendpsychiatrie-psychosomatik-und-psychotherapie/stationen-und-spezialisierungen/deutsches-zentrum-fuer-psychiatrie-und-psychotherapie-mit-hoergeschaedigte-kinder-und-jugendlichen/>
Gesellschaft der Hörgeschädigten - Selbsthilfe und Fachverbände e.V.: <http://www.deutsche-gesellschaft.de>
DVGSS - die professionelle Selbsthilfe Gehörloser und Schwerhöriger: <https://dvgs.jimdo.com/>
Deutsche Hörbehinderten-Selbsthilfe e.V.: <http://www.hoerbehindertenselbsthilfe.de>
Deutscher Gehörlosen-Bund e.V.: <http://www.gehoerlosen-bund.de>
- Sehbehinderung und Blindheit**
Brandis-Stiehl, C. von (2001). *Wenn die Sehkraft schwindet: Ein Ratgeber für sehgeschädigte Menschen und ihre Angehörigen*. Stuttgart: Urachhaus.
- Glofke-Schulz, E.-M. (2008). *Perspektiven der Behinderungsverarbeitung und Identitätsentwicklung im Lichte einer tiefenpsychologischen und ressourcenorientierten Sichtweise – dargestellt am Beispiel Seh-schädigung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Glofke-Schulz, E.-M. (2007). *Löwin im Dschungel. Blinde und sehbehinderte Menschen zwischen Stigma und Selbstwertung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Glofke-Schulz, E.-M. & Rehmer, W. (1999). *Die zerbrochene Kugel. Leben mit degenerativer Netzhauterkrankung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Websites**
Liste von Psychotherapeuten, die Erfahrung mit Blindheit und Sehbehinderung haben: <http://www.dbsv.org/psychologische-beratung.html>
Kliniken der Klinikgruppe MediClin (Reha im Bereich Psychosomatik, Neurologie und Orthopädie), die besonders auf die Bedürfnisse blinder und sehbehinderter Menschen eingestellt sind: http://www.mediclin.de/desktopdefault.aspx/tabid-9230/15610_read-29556/
Deutscher Blinden- und Sehbehindertenverband e.V.: <http://www.dbsv.org>
PRO RETINA Deutschland e. V. - Selbsthilfevereinigung von Menschen mit Netzhautdegenerationen: <http://www.pro-retina.de>
Deutscher Verein der Blinden und Sehbehinderten in Studium und Beruf e.V.: <http://www.dvbs-online.de>
- Anmerkung**
1 Vortrag auf dem Fachtag „Inklusive Beratung“ der Psychologischen Beratungsstellen in der EKHN am 9. 4. 2018 in Friedberg.
- Christina Heil**
Diplom-Psychologin
Psychologische Psychotherapeutin (Verhaltenstherapie)
tätig in eigener Praxis
Referenten- und Autorentätigkeit zum Thema: Psychotherapie und psychologische Beratung von Menschen mit Körper- und Sinnesbehinderung
blind seit dem Alter von dreizehn Jahren
Kandelstraße 13
75179 Pforzheim
Psychotherapie-heil@gmx.de

Der Andere bin ich

■ ADDA GEILING UND ANDREA WUTTKE, BERLIN

Ein toller Musiker, eine Wahnsinns tänzerin, eine Sternköchin, eine Leserratte, eine Sportskanone und Hilfe bei handwerklichen Arbeiten: Fünfundachtzig Schülerinnen und Schüler des achten Jahrgangs der Evangelischen Schule Köpenick in Berlin haben im Kunstunterricht jeweils drei oder mehr Facetten ihres „Ichs“ fotografiert. Das macht über zweihundertfünfundfünfzig einzelne Fotografien.

In der Halle der Seelsorge auf dem Kirchentag 2017 wurden die fast lebensgroßen Bildcollagen von sechzehn Schülerinnen und Schülern ausgestellt. Der Blick auf die vielen Stärken der Zwölf- bis Fünfzehnjährigen war ermutigend und so manches Vorurteil gegenüber pubertierenden Jugendlichen löste sich dabei in Luft auf.

Bei den fotografischen Arbeiten der Schülerinnen und Schüler handelt es sich um inszenierte Fotografien, die unter großem Engagement der Schüler vor und hinter der Kamera in mehreren Unterrichtsstunden und an Projekttagen in den Räumen der Schule entstanden und digital kombiniert wurden. In einer Art „Drehbuch“ wurden Bildideen erarbeitet und visualisiert. Hunde und weitere Haustiere besuchten die Schule, Instrumente wurden herangeschleppt und die überdimensionierte Sporttasche eines Quarterbacks erregte Aufmerksamkeit. Es war erfrischend zu sehen, wie die Schülerinnen und Schüler über ihre Hobbys und Interessen jenseits der Schule ins Gespräch kamen. So wurde das Projekt auch zu einem Anlass, um zu erfahren, dass es neben

den eigenen Interessen viele Gemeinsamkeiten in Hobbys und Wünschen gibt, dass der andere also auch immer ein anderes Stück Selbst und ein Stück Gemeinschaft ist. Für unsere Schülerinnen und Schüler eine schöne Erfahrung, die sie mit den Betrachtern der Fotocollagen teilen konnten. <

Adda Geiling

Gymnasiallehrerin und Fachleiterin für das Fach Kunst

Andrea Wuttke

Gymnasiallehrerin für die Fächer Bildende Kunst und Geschichte an der Evangelischen Schule Köpenick Grüne Trift 169
12557 Berlin
Geiling@ev-schule-koepenik.de
Wuttke@ev-schule-koepenik.de



aus dem Kunstprojekt der Schülerinnen und Schüler des achten Jahrgangs der Evangelischen Schule Köpenick in Berlin

Gesellschaftsstruktur und Geschlechtsverhalten¹

■ SIEGFRIED KEIL (1934-2018)

So selbstverständlich und wichtig es uns erscheint, auf einem Kirchentag unter dem Thema „In der Freiheit bestehen“ die Problematik von Mann und Frau in unserer Gesellschaft aufzugreifen zu müssen, so groß ist die Gefahr von Missverständnissen, mit denen wir bei einem solchen Unterfangen zu rechnen haben. Es wird hier nicht anders sein als überall, dass den einen zuwenig und den anderen zuviel gesagt wird. Den einen bricht bereits ihr ethisches Gebäude zusammen, wenn nur einige vorsichtige Versuche unternommen werden, den Gedanken von der evangelischen Freiheit eines Christenmenschen für das Gebiet der Geschlechtmoral fruchtbar zu machen. Und den anderen erscheint jeder Versuch, aus der christlichen Nächstenliebe Maßstäbe für ein verantwortliches Geschlechtsverhalten zu gewinnen, als konservativ-klerikale Rückständigkeit. Und dennoch gibt es keinen anderen Weg. Es gilt, durch diese beiden Missverständnisse hindurch den Weg in die Zukunft zu suchen; denn weder kann auf diesem Gebiet alles so bleiben, wie es ist, noch können wir einfach über alle Konventionen und Tabus hinweg dem Phantom einer ungewissen Natürlichkeit nachjagen, der alle kulturellen Normierungen lediglich unmenschliche Fesseln angelegt haben sollen.

I.

Das große Missverständnis, um dessen Klärung es in diesem Zusammenhang vor allem gehen muss, ist das Schlagwort von der Realität aller

überlieferter Sexualnormen. Was bedeutet diese Parole? Heißt Relativität dieser Verhaltensvorschriften auf geschlechtlichem Gebiet, dass alle Verbote und Gebote für das sexuelle Verhalten willkürliche menschliche Satzungen sind und deshalb auch willkürlich geändert werden können? Heißt das, die menschliche Natur ist durch 2000 Jahre christlicher Kultur vergewaltigt worden und muss endlich von diesen Fesseln befreit werden, wie wir es jeden Tag als Forderung von mehr oder weniger maßgeblichen Leuten in Illustrierten, Zeitschriften und Büchern nachlesen können? Oder was heißt die Parole von der Relativität aller kulturellen Normen sonst?

Es ist das Verdienst der neueren anthropologischen Forschung², uns darauf hingewiesen zu haben, dass der Mensch von allen Lebewesen auf Erden bei seiner Geburt das hilfloseste Geschöpf ist. Während alle anderen Lebewesen mit einem Instrumentarium der verschiedensten Instinkte ausgerüstet sind, die sie sicher durchs Leben geleiten, ist der Mensch total verunsichert. Das Fehlen der Instinkte und die Unspezialisiertheit seiner Organausstattung zwingen ihn daher zu intelligenter Umweltergreifung und Umweltveränderung. Dem Menschen fehlt aufgrund seiner natürlichen Fähigkeiten ein unmittelbares Verhältnis zur Natur, zu seiner eigenen Natur und zur Natur um ihn herum. Statt dessen baut er sich seine Umwelt und sein eigenes Leben, d.h. seine Kultur selber auf, bzw. der einzelne wird auf irgendeiner Stufe einer bestimmten Kultur in diese hineingeboren und nimmt

sie lernend in sich auf, um im Laufe seines Lebens immer stärker an ihrem weiteren Bau und Aufbau gestaltend teilzunehmen. Die Kultur schiebt sich also zwischen den Menschen und die Natur, sie wird gewissermaßen zu seiner „zweiten Natur“. Und jeder Mensch, der von dieser Kultur in früher Kindheit abgeschnitten wird, verkümmert zu einer untermenschlichen Existenz (Hospitalismus).

Je höher sich nun eine Kultur entwickelt hat, desto komplizierter und langwieriger ist der Prozess der Sozialisation und Personalisation, des Hineinwachsens in diese Kultur. In den primitiven Kulturen mag der Prozess im wesentlichen auf die ersten Lebensjahre bis zum Beginn der Pubertät beschränkt sein. In unserer westlich-abendländischen Kultur währt er ein Leben lang.³ In keinem Fall aber ist es möglich, nachträglich die Kultur von der Natur zu trennen oder aufzuheben. So verschieden die menschlichen Kulturen im einzelnen sein mögen, dass es überhaupt zur kulturellen Überformung der Natur kommt, ist für den Menschen lebensnotwendig und in seiner Natur angelegt. Jede Forderung im Sinne eines „Zurück zur Natur“, so richtig sie uns im einzelnen erscheinen mag (vgl. die Lebensreformbewegungen um 1900), ist darum in Wahrheit die Forderung nach einer neuen kulturellen Bewältigung des Natürlichen. Darum muss man ständig vor einer Verwechslung des biologisch Naturhaften mit dem moralisch Natürlichen auf der Hut sein: denn das „Natürliche“ ist für den Menschen gar nicht seine biologische Natur, sondern

die anerkannte Sitte.⁴ Sie stellt für jede Kultur die für den jeweiligen Stand der Entwicklung optimale Lösung des menschlichen Lebens in seiner besonderen kulturgeprägten Umwelt dar.

Die kulturellen Normen sind relativ, heißt also:

1. Sie sind nicht auf der ganzen Erde und zu allen Zeiten gleich.
2. Sie sind jedoch nicht willkürlich gesetzt, um die Natur zu vergewaltigen, sondern um in ihr zu überleben.
3. Diese Normen können deshalb nicht willkürlich geändert werden.
4. Sie können also auch nicht ein für allemal gleich bleiben. Das wäre die gleiche Willkür mit den gleichen die Kultur zerstörenden Wirkungen.

Wir wollen diese allgemeinen Einsichten nun im folgenden auf die Sexualität des Menschen anwenden. Instinktunsicherheit und Unspezialisiertheit der menschlichen Organausstattung heißt auf diesem Gebiet zweierlei. Zum ersten fehlt dem Menschen die instinktive Steuerung seines Geschlechtslebens. Während das Tier an bestimmte Perioden, Brunst- und Paarungszeiten bei Männchen und Weibchen gebunden ist, kann der Mensch den Geschlechtsakt praktisch zu jeder Zeit ausüben. Sobald er geschlechtsreif ist, sind Potenz und Empfängnisbereitschaft nicht terminiert. Diese Instinktunsicherheit wird durch einen ständigen Antriebsüberschuss noch vergrößert. Die menschliche Natur sagt dem Menschen also zu keiner Zeit, wann er den Akt zu vollziehen hat und wann er es nicht darf. Es ist vielmehr die Aufgabe der Kultur, diese Instinktunsicherheit zu kanalisieren, und den Menschen von ihr zu entlasten.⁵

Die Unspezialisiertheit der menschlichen Organausstattung bedeutet nun zum zweiten, dass die Geschlechtlichkeit des Menschen nicht eindeutig dem Ziel der Fortpflanzung und Arterhaltung zu dienen hat, sondern auch der menschlichen Lustbefriedigung und Daseinsüberhöhung. Beide Ziele sind nebeneinander und voneinander getrennt möglich. Das wusste übrigens auch schon das Alte Testament, wo

das Gebot „Seid fruchtbar und mehret euch“ (Gen. 1, 2) unverbunden neben der Aussage „Und die zwei werden ein Fleisch sein“ (Gen. 2,24) steht. Dieser zweite Wesenszug menschlicher Sexualität erhöht die stete Gefahr der Pansexualität und Promiskuität des Menschen um ein weiteres. Will der Mensch sich nicht in einer Pseudonatürlichkeit primitiver Kulturstufen verlieren, ist er darauf angewiesen, seine natürliche Unsicherheit auf geschlechtlichem Gebiet kulturell zu überwinden und in Verhaltenssicherheit umzuwandeln.

Der menschliche Geist ist in der Formung von Kulturen verschiedenartige Wege gegangen. M. Mead⁶ und viele andere zeigen uns von der absoluten Monogamie bis zur absoluten Polygamie des Eheverständnisses, von totaler vorehelicher Keuschheit bis zur totalen Promiskuität, von grundsätzlicher kulturellen Bejahung und kultureller Verneinung der Sexualität die gesamte Skalenbreite möglicher Varianten des Geschlechtsverhaltens von den primitivsten bis zu den höchsten Kulturen. Aber zugleich machen sie uns darauf aufmerksam, welch ein Unsinn es wäre, die Sexualsitten von Bali oder Samos z. B. auf die westeuropäische oder nordamerikanische Kultur zu übertragen, weil die Sexualmoral in der Südsee vielleicht noch natürlicher wäre als die der westlichen Kultur. Genauso fragwürdig allerdings wäre der umgekehrte Weg einer moralischen Verurteilung der Primitiven von der christlichen Ethik her. Insofern sind die kulturellen Normen tatsächlich relativ. Unternimmt man jedoch eine Wertung und Stufung der Kulturen nach dem, was sie für den Menschen erbracht haben, nicht nur an äußerlichem Fortschritt, sondern an innerer Würde und menschlicher Personhaftigkeit, so ergibt sich eine nahezu direkte Abhängigkeit von sexueller Beherrschung und Höhe der Kultur. So ist es auf die Dauer unmöglich, die Vorteile einer hohen Kultur zu genießen und zugleich die sozial erzwungene sexuelle Enthaltensamkeit abschaffen zu wollen.⁶ Das ist eine Auffassung, der S. Freud aufgrund seiner Psychoanalyse sicher zustimmen würde.

II.

Wir müssen den Problembereich der kulturellen Relativität⁸ des Geschlechtsverhaltens jetzt verlassen, ohne alle Einzelprobleme erörtert oder auch nur angedeutet zu haben, um uns unserem eigenen Kulturkreis etwas ausführlicher zuzuwenden. Und zugleich entdecken wir, dass es auch innerhalb unserer eigenen Kultur keine absoluten Verhaltensnormen für das Zusammenleben von Mann und Frau gibt. Diese Normen sind vielmehr geschichts-, schichten- und altersspezifisch relativiert. Das heißt, sie haben im Lauf der 2000jährigen Geschichte unserer Kultur einen Wandel durchgemacht und sind stets für die einzelnen Schichten und Lebensalter verschieden streng ausgerichtet worden. Erst in der nivellierten Mittelstandsgesellschaft der Gegenwart scheint sich auch ein nivelliertes Sexualverhalten durchzusetzen.

1. In der vorindustriellen Zeit war das Geschlechtsverhalten in mehrfacher Hinsicht relativiert. Kleriker und Laien, Herren und Knechte, die Besitzer von ökonomischen Vollstellen und ihre Gesellen, Arbeiter, Knechte und Mägde unterlagen jeweils verschiedenen Ansprüchen der Gesellschaft. Was für die einen erlaubt und geboten war, war für die anderen unerlaubt und unter Strafe gestellt.

a) Den ersten Gegensatz hat das katholische Christentum in unsere Kultur hineingetragen, das in der von Sittenverderbnis bedrohten untergehenden Kultur des Mittelmeerraumes die Sittenstrenge asketischer Enthaltensamkeit zu einer ihrer Hauptforderungen erhoben hat. „Heiraten ist gut, aber Nichtheiraten ist besser“ (1. Kor. 7, 38), dieser Satz des Paulus ist in der katholischen Moraltheologie zu einer doppelten Sexualmoral ausgebaut worden: Auf der einen Seite steht die hohe Forderung der evangelischen Räte für alle, die bereit und in der Lage sind, ihnen zu folgen, auf jede Art von Sexualität zu verzichten um des Dienstes und des Gehorsams gegen den Herren

willen. Auf der anderen Seite steht die strenge Forderung der Einehe mit einer rigorosen Ablehnung jedes vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehrs, bei stillschweigender Duldung von Ventilritten (z. B. Prostitution durch Augustin und Thomas).

Bei aller Fragwürdigkeit dieser doppelten Moral ist ihr hoher Wert für die kulturelle Leistung des Christentums nicht zu übersehen. Gegenüber der Sittenverderbnis der Ausgangslage im Römischen Reich und der gruppengebundenen Sexualität vorschristlicher Zeit ist die persönliche Verantwortung für den eigenen Körper und den andersgeschlechtlichen Partnereingroßer Fortschritt gewesen. Vor allen Dingen erfuhr die Frau durch die strenge Monogamie eine große Aufwertung. Die Strenge der neuen Sexualmoral rief nun allerdings auch die Ventilritten der Prostitution wieder auf den Plan, sofern sie nicht noch aus der römischen Zeit überlebt hatte. Sie wurde von der Theologie als kleineres Übel gegenüber einer freien Promiskuität geduldet. Sie war gewissermaßen eine „tragende“ Institution der Gesellschaft, die dazu beitrug, den Anspruch der Kirche an die Ehe aufrecht zu erhalten.

Die Reformation hat diese doppelte Moral von Klerikern und Laien aufgehoben. Das bedeutete auf vielen Gebieten der Kultur, z. B. der Berufsethik, einen großen Fortschritt. Für die Geschlechtsmoral sind die Folgen der Reformation zweideutig. Zwar wurde die Sexualität jetzt grundsätzlich bejaht und nicht mehr als ethisches Verhalten zweiter Klasse gegenüber der mönchischen Askese diffamiert. Zugleich aber verlor sie ihre Unbefangtheit, insofern die zur innerweltlichen Askese umgewandelte Mönchsmoral auch auf das Eheverständnis angewandt wurde. Koitus ja, aber nur zur Erweckung von Nachkommen, unter möglichster Meidung aller Lustgefühle. Diese Meinung war zwar auch schon in katholischer Zeit anzutreffen, wenn den Männern geraten wurde, möglichst keine schöne Frau zu heiraten, um in der Ehe ja nicht allzu oft zur sündigen Lust gereizt zu werden.

Nach der Reformation aber wurde diese Anschauung rigoroser propagiert als vorher, vor allen Dingen in den verschiedenen Sekten und Freikirchen calvinistischer Prägung und später in den Erweckungsbewegungen des Pietismus. Diese reformatorische Sichtweise hat nicht nur das Eheverständnis unseres Kulturkreises weiter überhöht und die Ehe dem geistlichen Stande gleich- bzw. übergeordnet, sie hat auch ein unbefangenes Geschlechtsleben in der Ehe erschwert, wenn nicht für 400 Jahre unmöglich gemacht.⁹ Der gegenwärtige Schrei nach einem „natürlichen“ Geschlechtsverhalten, den wir zunächst in seine Schranken verweisen mussten, hat hier einen berechtigten Ansatzpunkt.

b) Die zweite Relativierung der Geschlechtsmoral hat eine ihrer wichtigsten Quellen im germanischen Stammes- und Herzogtum. Die Heerführer der Germanen eroberten nicht nur Länder und materielle Güter, sondern auch Menschen, die ihnen wie eine Sache als Beute zufielen und aufgeteilt wurden. Dieses System wurde zwar in der Feudalherrschaft immer stärker verfeinert und verdinglicht, die Unterscheidung von Freien und Unfreien, von Herrn und Sklaven aber blieb erhalten und hatte auch ihre Wirkungen auf die sexuellen Normen. Während bei den Rittern und Fürsten höfisches Leben und Minnesang höchste Formen der Liebe entwickelten, die bis in die Marienverehrung hinein sublimiert und überhöht wurden, blieb das gemeine Volk davon unbetroffen, ja, war den sexuellen Wünschen seiner Herren oft schutzlos ausgeliefert. Wir kennen solche Verhältnisse heute nur noch aus der Literatur. Diese Relativierung von Herrn und Knechten schloss die Relativierung von Mann und Frau ein; denn in der Regel galt der Grundsatz: Was dem Herrn erlaubt ist, ist der Herrin verwehrt.

c) Die dritte Relativierung des vorindustriellen Geschlechtsverhaltens verweist uns auf den engen Zusammenhang von Wirtschaftsstruktur und Sexualität. Wenn wir die Ehe heute im-

mer in erster Linie mit Gattenliebe und persönlicher Zuneigung in Zusammenhang bringen, verbauen wir uns den Blick auf die ökonomische Bedingtheit des Eheverständnisses, die nach Schelsky⁹ das wichtigste Konsistenz der Ehe darstellt. Nicht der Geschlechtstrieb, sondern der Brutpflegetrieb hat zur Ehegründung geführt, und die jeweilige Produktionsverfassung hat die vorherrschende Form der Ehe, Polygamie oder Monogamie, geprägt. Für die berufstätige Bevölkerung der vorindustriellen Zeit ist das noch ganz deutlich. Das Gleichgewicht von Bevölkerungsdichte und Nahrungsspielraum in Nordwesteuropa erforderte eine bestimmte Familienstruktur. Die Lösung dieses Problems war die Großfamilie, in der alle Verwandten des Inhabers einer ökonomischen Vollstelle, Eltern, Geschwister des Vaters, Geschwister des Besitzers und Kinder mit Gesellen, Knechten und Mägden unter einem Dach wohnten und in dem Betrieb mitarbeiteten. Aber nur dem Inhaber der ökonomischen Vollstelle selber (selbstständiger Kaufmann, Handwerksmeister, Hofbesitzer) wurde die Heiratserlaubnis erteilt. Das geht bis in das vorige Jahrhundert hinein. 1868 wurden alle wesentlichen Beschränkungen für den Norddeutschen Bund aufgehoben. Erst die Reichsverfassung von 1919 hat die letzten Reste dieser Bestimmung beseitigt und im Deutschen Reich einheitliches Recht geschaffen. Vor dieser Zeit aber kamen mehrere hundert Jahre lang nur die wenigsten jungen Leute zur Ehe, wenn nicht gerade eine Seuche oder ein Krieg die Bevölkerung so stark dezimiert hatte, dass ein Bevölkerungsbedarf herrschte. Die Auswege aus diesem Dilemma waren der Weg ins Kloster und die Armee oder der Weg in die Fremde sowie eine weitverbreitete Prostitution und Promiskuität der unteren Schichten. Waren Kinder die Folge, wurden sie heimlich getötet oder wuchsen als Ausgestoßene, Waisenhausler oder Armenhausler auf, wenn der Herr nicht so gnädig war und sie als zusätzliche Arbeitskraft in seinem Haushalt beließ, wo die Magd sie geboren hatte.

2. War die Divergenz von Sexualität und Sexualverhalten schon in der vorchristlichen Zeit festzustellen und in der geschilderten Weise mit den drei erläuterten Relativierungen des Geschlechtsverhaltens von Klerikern und Laien, Herren und Sklaven, Vollstellenbesitzern und Besitzlosen verknüpft, so bringt der industrielle Umbruch des vorigen Jahrhunderts einen eigentümlichen Wandel. Die erste Relativierung wird praktisch bedeutungslos, während die zweite und dritte Relativierung sich immer stärker überschneiden, bis sie hin zum Ende des Jahrhunderts praktisch identisch sind. Die Divergenz von Forderung und Faktizität wurde durch den Wandel der Relativierungen noch verschärft.

Was geschah im einzelnen? Ohne die industrielle Revolution in ihrem Ablauf genau schildern zu können, verbirgt sich doch hinter diesem Schlagwort eine ungeheure Fülle von Umwälzungen des Geistes, des Rechtes, der Wirtschaft und der Arbeitsorganisation. Romantik und Idealismus, Bauernbefreiung und napoleonische Rechtsreform, Liberalismus und wirtschaftlich-industrieller Aufschwung bewirkten auf geschlechtlichem Gebiet zweierlei: Bei denen, die in diesem Prozess obenauf blieben, setzte sich die alte Herrenmoral, das Liebesideal der Troubadoren, neben die Eheauffassung unter ökonomischen Gesichtspunkten. Beide vereint, der wirtschaftliche Elan der Gründerjahre und die Einflüsse der Romantik, ergaben jenes eigentümliche hochbürgerliche Eheideal, das vor allen Dingen der Frau die größte sexuelle Enthaltensamkeit vor und neben der Ehe auferlegte, während der Mann, bei hohem Heiratsalter, durchaus seine Erfahrungen vor der Ehe im Bordell oder mit dem „Blumenmädchen“ aus niederem Stande sammeln konnte. Dieses Ideal galt für die gehobenen Schichten bis zum ersten Weltkrieg, mit Ausnahme der erweckten Kreise im Protestantismus, praktisch uneingeschränkt, wobei sich die Liebesheirat nur sehr langsam gegenüber der Ökonomieheirat behauptete.

In dem gleichen Zeitraum geschah

bei denen, die den industriellen Wandel nicht als Ober-, sondern als Unterschicht erlebten, etwas völlig anderes. Auch ihnen wurden im Laufe der Zeit alle rechtlichen Ehehindernisse aus dem Weg geräumt, so dass schließlich jeder heiraten durfte, auch wenn er nicht im Besitz einer ökonomischen Vollstelle im ursprünglichen Sinne war. Der wirtschaftliche Druck jedoch, das Leben am Rande des Existenzminimums, die langen Arbeitszeiten, die den Einzelnen oft zwangen, am Arbeitsplatz zu schlafen, und die beengten Wohnungsverhältnisse, mit vielen Kindern in einem Raum, in dem oft noch Bettplätze an Schlafburschen oder –mädchen vermietet wurden, ließen es zu keinem Ehe- oder Familienglück in unserem Sinne kommen. Die Wirklichkeit des Arbeitens war weit entfernt von dem Eheideal der hochbürgerlichen Gesellschaft, dem die Arbeiterschaft einfach nicht entsprechen konnte.¹⁰

3. Vielleicht ist manchem der Anmarschweg bis in die Gegenwart zu lang gewesen. Aber ich glaube, es war notwendig, um die heutige Situation auch nur annähernd gerecht beurteilen zu können. Der Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit ist nach allem Gesagten nicht neu. Er scheint heute unter manchen Gesichtspunkten sogar geringer zu sein als früher. Neu ist nur die Forderung, die Spannung, die aus diesem Widerspruch erwächst, dadurch aufzuheben, dass man das Ideal völlig an die Wirklichkeit anpasst. Wir werden hoffentlich in diesen drei Tagen herausarbeiten, wie weit das möglich ist. Meine Aufgabe heute beschränkt sich zunächst auf die Analyse der Wirklichkeit. Wie hat sich das Geschlechtsverhalten im Laufe des Strukturwandels zur entfalteten Industriegesellschaft hin gewandelt? Wir können den Wandel der Gesellschaft unter vielen Stichworten zusammenfassen: Industrie-G., Konsum-G., Leistungs-G., pluralistische G., nivelierte Mittelstands-G. u.v.a. Stichworte kennzeichnen jeweils einen besonders dominanten Aspekt unserer gegenwärtigen Gesellschaftsstruktur. Dabei

treffen alle Stichworte einen wichtigen Sachverhalt und haben ihre Konsequenzen für das Geschlechtsverhalten in der Gegenwart.

a) Das Stichwort Industriegesellschaft verweist uns auf den technischen Fortschritt, den die Menschheit unter vielen Mühen erreicht hat. Seine Bedeutung für das Geschlechtsverhalten liegt in dem medizinisch-technischen Fortschritt der Sexualhygiene, Empfängnisverhütung, Gynäkologie und Kinderheilkunde. Diese Entwicklung bedingt zweierlei. Sie nimmt dem Menschen die Angst vor Geschlechtskrankheiten und ungewollter Schwangerschaft und somit praktisch alle äußeren Hemmungen der freien Sexualität. Damit ist die eigene persönliche Entscheidung des Menschen herausgefordert. Zugleich wird die Mütter- und Säuglingssterblichkeit gesenkt. Soll das Gleichgewicht von Bevölkerungsdichte und Nahrungsspielraum erhalten bleiben, muss der Mensch die Zahl Kinder verantwortlich entscheiden.

b) Das Stichwort Komm-Gesellschaft weist uns auf einen anderen Zusammenhang hin. Wirtschaftliche Expansion und Vollbeschäftigung haben das alte Ideal der Sparsamkeit illusorisch gemacht. Sie sind nur aufrecht zu erhalten, wenn konsumiert wird. Konsum um jeden Preis, auch auf Anzahlung, auch ohne den Rest sofort begleichen zu können. Dafür wird geworben und Reklame gemacht. Und diese Haltung wird auf das Geschlechtsverhalten übertragen. Konsum um jeden Preis! Auch auf Anzahlung! Auch wenn man dann den vollen Preis der Ehe noch nicht bezahlen kann. Bezahlt wird auf Raten. Was aus dem Partner wird, ist gleichgültig. Wichtig ist, dass man selber den Genuss konsumiert.

c) Ein weiteres Stichwort heißt Leistungsgesellschaft. Weder adlige Geburt noch ererbtes Vermögen sind heute maßgeblich für das Sozialprestige, für die Stellung, die der Mensch in den Augen seiner Mitmenschen einnimmt, sondern die Leistung, die

er vollbringt. Der berufliche Erfolg, den er erringt, entscheidet über sein Ansehen. Leistung und Erfolg, auch diese Gesichtspunkte werden auf das Geschlechtsverhalten übertragen. Je größer der sexuelle Erfolg, je mehr Eroberungen am Montag im Betrieb vorzuweisen sind, um so größer ist das Ansehen bei den Kollegen. Das gilt für Männer und Frauen in gleicher Weise.

d) Das Stichwort pluralistische Gesellschaft enthält die Aussage, dass unsere Gesellschaft keinen zentralen Wertaspekt, kein einheitliches weltanschauliches Normensystem mehr ihr eigen nennt. Neben das Christentum ist eine Vielzahl anderer Weltanschauungen und Lebenshaltungen getreten, die alle miteinander konkurrieren. Aber täuschen wir uns nicht: Auch diese Gesellschaft braucht einen zentralen Punkt der Ausrichtung, wenn sie nicht in ihre Atome auseinanderfallen will. G. Wurzbacher meint diesen Punkt m. E. mit Recht in der Formel von dem Spannungsfeld von individueller Freiheit und sozialer Verantwortung gefunden zu haben, für die er sowohl im modernen katholischen und protestantischen Christentum als auch in der modernen Sozialdemokratie fruchtbare Ansätze sieht. Doch hüten wir uns auch vor einer anderen Täuschung. Die pluralistische Gesellschaft ist von Konventionen bedroht: Von der Konvention des „Man“¹¹, die auf dem Gebiet der Sexualität sehr oft eine Konvention der populisierten Psychologie und Psychoanalyse ist.¹² Diese Konventionen der Freiheit können einen größeren Terror ausüben als die überlieferten Konventionen des Christentums.

e) Das letzte angeführte Stichwort schließlich heißt: nivellierte Mittelstandsgesellschaft. Dieses Stichwort meint den gesellschaftlichen Wandel von der Ständegesellschaft des Mittelalters über die Klassengesellschaft des Frühindustrialismus zur klassenlosen Gesellschaft unserer Tage, die im Prinzip keine Schichten mehr kennt. Auch dieser Sachverhalt hat auf das Geschlechtsverhalten der gegenwärtigen

Generation ausgestrahlt. Auch im Sexualverhalten gibt es prinzipiell keine schichten-, alters- oder geschlechtsspezifischen Unterschiede mehr. Die wirtschaftliche Entlastung der Mitglieder unserer Gesellschaft hat inzwischen allen die Verwirklichung des romantischen Liebesideals in der Ehe möglich gemacht. Die Liebesheirat ist zur Regel geworden, und Männer wie Frauengenießen die gleichen Rechte und Pflichten auf Liebe und in der Liebe. Von beiden wird zugleich Aktivität und Hingabe erwartet. Die Gleichberechtigung von Mann und Frau in der Gesellschaft hat die Gleichberechtigung im Geschlechtsverhalten zur Folge. Dadurch wird die Ehe einer starken Forderung nach Liebesglück belastet, einer Forderung, die härter drücken kann als der wirtschaftliche Druck der Vergangenheit. Aber zugleich kann diese Forderung den Menschen bis in die höchsten Höhen der Liebe und Zuneigung erheben. Die Prostitution ist für diese Ehe keine ernsthafte Konkurrenz mehr. Wer das erhoffte Glück in seiner Ehe nicht findet, erreicht es im Bordell erst recht nicht, aber vielleicht mit einem anderen Partner. Das kann die Ehe stärker gefährden als die Prostitution, weil auf diese Weise der ganze Mensch an der Untreue beteiligt ist. Die erhöhte Scheidungsziffer ist eine deutliche Konsequenz.

Die letzte Relativierung des Geschlechtsverhaltens, die aufgehoben worden ist, bezieht sich auf das Alter. Grundsätzlich kann heute jeder Mensch zwischen der Pubertät und dem Tod den Anspruch auf sexuelle Befriedigung erheben. Nach unten und oben sind keine Grenzen mehr gesetzt. Das bedingt eine spezielle Jugend- und Altersproblematik der Sexualität. Doch während die Altersproblematik in erster Linie ein innerfamiliäres Problem ist und zunächst dort gelöst werden muss, stellt die Jugendproblematik ein eminent gesellschaftliches Problem dar; denn wir müssen davon ausgehen, dass heute über 90% der männlichen und über 70% der weiblichen Brautleute ihre sexuellen Erfahrungen bereits hinter sich haben¹³ Gewiss nicht alle mit wechselnden

Partnern, sondern viele nur mit ihren späteren Ehegefährten, und gewiss nicht alle den vollen Koitus, sondern viele nur Ersatzhandlungen, wie das in Amerika verbreitete Petting.

Vor einer ethischen Beurteilung dieser Situation der jungen Generation, die ja erst nach den nächsten Referaten fällig wird, der Versuch einer Funktionsanalyse: Hat dieser Sachverhalt positive oder negative Konsequenzen für die spätere Lebenstüchtigkeit und Ehefähigkeit der jungen Menschen und damit für den Bestand unserer Kultur? Die Antwort ist heiß umstritten.

Wir müssen wohl sagen: Die Konsequenzen können ebenso positiv wie negativ sein.

Positiv mögen die Wirkungen sein, wenn jene Leute ihre sexuellen Erfahrungen ohne falsche Skrupel und Hemmungen sammeln und ohne seelischen Bruch in die Ehe einbringen können. Wir können ihnen diesen Weg erleichtern, wenn wir ihn nicht mit finsternen Mahnungen und Drohungen pflastern, sondern die Verantwortung für den Partner und die zukünftige Familie in den Mittelpunkt unserer Sexualpädagogik stellen. Und wir können diesen Weg verkürzen, indem wir nicht möglichst schnell auf seinen Beginn drängen und sein Ende nicht zu lange hinauszögern. Weder muss die zwölfjährige Schülerin schon als Dame auftreten und behandelt werden, noch der 25jährige Student bis zum Schluss seiner Studien auf die Ehe zu warten haben.

Negativ können die Wirkungen der weitverbreiteten Jugendsexualität sein, solange sie noch unter den erschwerenden Bedingungen einer ablehnenden Umwelt über lange Jahre hinweg praktiziert werden. Verbote, durch sinnlose Drohungen statt durch umsichtige Begründungen unterstützt, frühes Drängen in die Rolle der Dame oder des Herrn durch die Kleidung oder durch frühe unterschiedliche Behandlung der Geschlechter in Familie und Schule und zu langes Hinauszögern der Eheschließung bis zum Ende auch der längsten Berufsausbildung können die negativen Wirkungen verstärken.

4. Wir blicken noch einmal auf das Ganze:

Es sieht so aus, als wenn viele Züge eines personbestimmten Lebens- und Eheverständnisses nach 2000jähriger Entwicklung christlichen Gedankengutes erst in der Gegenwart voll zur Gestaltung gekommen sind. Alle Ungerechtigkeiten als Folge wirtschaftlicher und rechtlicher Ungleichheit zwischen den Schichten und zwischen Mann und Frau scheinen mehr und mehr beseitigt. Die Bejahung der Liebe als selbstständigem Inhalt der Ehe neben der Aufzucht von Kindern wird selbst von der katholischen Theologie inzwischen nachvollzogen. Die menschenunwürdige, weil dem Menschen versachlichende Prostitution verliert ihre Bedeutung. Wir wären blind, wollten wir die Augen vor diesen personalisierenden Tendenzen der Gegenwart¹⁴ verschließen, und haben die Aufgabe, die Augen allen denen zu öffnen, die das Positive der Gegenwart nicht sehen wollen. Sie messen die Gegenwart meist zu Unrecht an ihrem Bild einer Vergangenheit, die für sie mit der christlichen

Weltsicht identisch war.

Auf der anderen Seite müssen wir aber auch die neuen Gefahren sehen, die den Menschen aus der Sexualität bedrohen. Sexuelles Konsum- und Erfolgsdenken entwürdigt den Geschlechtspartner genauso zur Sache wie die Prostitution. Und die neuen Konventionen der Freiheit können den gleichen Zwang ausüben wie die Konventionen der Unfreiheit. In der Freiheit bestehen heißt darum, die Freiheit dort begrenzen, wo die Würde des anderen Menschen bedroht wird, weil ich ihn zur Sache degradiere, und wo meine eigene Würde fraglich wird, weil ich nicht mehr frei bin, auf meine Freiheit freiwillig zu verzichten, um wirklich frei zu sein. <

Anmerkungen

- 1 Erschienen in: Siegfried Keil (2004). Protestantische Positionen. Beiträge zur Sexualethik und Familienpolitik. Vector Verlag: Graftschaff, S. 111-125. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.
- 2 A. Gehlen (1956). Unmensch und Spätkultur. Ders. Die Seele im technischen Zeitalter, 53. Ders. Anthropologische Forschung,

138. A. Portmann. Zoologie und das neue Bild des Menschen, 20.

- 3 G. Wurzbacher (Hrsg.) (1963). Der Mensch als soziales und personales Wesen. Stuttgart.
- 4 H. Schelsky. Soziologie der Sexualität, rede 2, S. 48-504, ebd., S. 64.
- 5 Ebd., S. 64.
- 6 M. Mead. Mann und Weib. Das Verhältnis der Geschlechter in einer sich wandelnden Welt, S. 69-70.
- 7 I. D. Unwin (1943). Sex and Culture. London.
- 8 Innerhalb der Theologie ist die Relativität der Normen in der letzten Zeit ebenfalls stark in das Bewusstsein gerückt. Für die Ethik Luthers untersucht P. Althaus diese Frage: P. Althaus (1965). Die Ethik Martin Luthers. Gütersloh; für die gegenwärtige Diskussion besonders wichtig: K. E. Logstrup (1959). Die ethische Forderung. Tübingen.
- 9 Th. Bovet (1954). Die Ehe – ihre Krise und Neuverwertung, Gütersloh, S. 339.
- 10 G. Brakelmann (1962). Die soziale Frage des 19. Jahrhunderts. Teil I. Witten S. 24f.
- 11 D. Riesman (1956). Die einsame Masse. Berlin.
- 12 H. Schelsky. Soziologie der Sexualität, S. 107-118.
- 13 L. von Friedeburg (1953). Die Umfrage in der Intimsphäre. In: Beiträge zur Sexualforschung, Heft 4.
- 14 D. von Oppen (31964). Das personale Zeitalter. Stuttgart/Gelnhausen.



aus dem Kunstprojekt der Schülerinnen und Schüler des achten Jahrgangs der Evangelischen Schule Köpenick in Berlin, s. S. 62

Besprechungen

Carolin Teltow, Berlin
Anike Krämer/Katja Sabisch
(Hrsg.)
Zeitschrift psychosozial
Doing Responsibility -
Möglichkeiten familiärer
Ordnungen
41 (2018), H. 1, Nr. 151

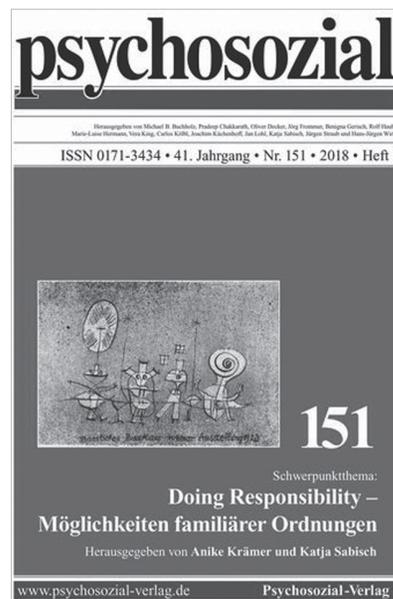
Psychosozial Verlag
Gießen 2018
144 S., 19,90 EUR

Wer, wann und was ist Familie? Die Autor_innen des Heftes reagieren auf die zunehmende Diversität und Komplexität familiärer Strukturen und auf den Bedarf nach einem „neuen und weiteren“ Verständnis des traditions- und ideologiereichen Begriffs der Familie.

Als Grundlage bietet diese Lektüre „nicht noch eine Definition von Familie“ an, ebenso wenig wird der traditionelle Familienbegriff „einfach“ erweitert, vielmehr wird eine neue Perspektive bzw. ein neuer Zugang versucht: „Doing Responsibility“ bzw. Verantwortung als rahmendes Konzept für die unterschiedlichen familiären Entwürfe.

Im Editorial begründen Anike Krämer und Katja Sabisch die Verwendung des Begriffes der Verantwortungsordnung. Anschließend geht Marion Baldus auf das Dilemma des Elternwerdens im Kontext pränataler Diagnostik ein und skizziert mittels einer Diskursanalyse, wie elterliche Verantwortung im Zuge voranschreitender technischer Möglichkeiten (NIPD) neu akzentuiert wird. Katharina Steinbeck erörtert nachfolgend, mit welchen Entscheidungsfragen sich lesbische Paare, die die Verantwortung

für ein gemeinsames Kind übernehmen wollen, beschäftigen und zeigt auf, welche Veränderungen noch nötig sind, um eine gleichberechtigte Elternschaft zu ermöglichen. Karin Flaake stellt die Herausforderungen und Potenziale für Eltern dar, die sich die Verantwortung und Zuständigkeit für Haushalt und Kind gleichwertig teilen. Dabei fokussiert sie auf die Weichenstellung nach der Geburt, die gleichberechtigte Beziehungsgestaltung zum Neugeborenen und die Exklusivität der Stillsituation.



„Frauen stehen vor der Herausforderung, ihr Gefühl herausgehobener Bedeutung für ihr Kind zu relativieren, für Männer ist es wichtig, ihr Erleben, aus der intensiven Mutter-Kind-Beziehung ausgeschlossen zu sein, in eine

aktive Beziehungsgestaltung umzuwandeln.“ (S. 31)

Sie erörtert Traditionalisierungstendenzen von Geschlechterbildern und Rollenkonstruktionen und gibt im gleichen Umfang Anregungen für Gestaltung und Umgang mit diesen Problemfeldern. Stefanie Aunkofer behandelt in ihrem Beitrag die Situation von Familien mit einem Kind mit Behinderung und die damit einhergehenden Zeitprobleme der Familie. Anhand eines Fallbeispiels verdeutlicht sie den Zeitgewinn, der durch väterliche Elternzeitnahme entsteht und wie das zur Schaffung familiärer Möglichkeitsräume beiträgt. Miriam Mai und Christine Thon nehmen die Wahrnehmung, Verschiebung und Aushandlung von Verantwortlichkeiten zwischen Familie und Kindertagesstätte in den Blick. Die Positionierungen von Eltern und Fachkräften sowie der politische Diskurs werden in unterschiedlichen Kontexten rekonstruiert und analysiert. Janina Glaeser erörtert die ausgelagerte Form der Kindertagespflege – professionelle Tageseltern. Die fortschreitende „Defamilialisierung aktiver Erwerbsbürger_innen“ (S. 52) wird diskutiert und professionelle Tagesmütter und Tagesväter als Reaktion auf diese Veränderungsprozesse sowie als familiennahe Alternative verstanden. Die Untersuchungsergebnisse von Silke Reimorz und Katja Nowacki, begründen die stationäre Kinder- und Jugendhilfe als familienähnliches Setting. Der Beitrag von Tom David Uhlig beschäftigt sich mit der Arbeit an der Familie im Kontext des sozialpsychiatrischen All-

tags. Die Ergebnisse seiner ethnographischen Studie zeigen auf, dass die Psychiatrie ebenfalls ein (delegiertes) familiales Konstrukt ist, mit dem „beschädigte Familialität“ neu angebahnt werden kann. Yv. E. Nay analysiert die politischen Debatten in der Schweiz, rund um das Thema Kindeswohl und Regenbogenfamilien. Bettina Rabelhofer beleuchtet, im letzten Beitrag zum Schwerpunktthema, Familien im interkulturellen Kontext.

Die Idee, die Vielfalt familialer Entwürfe in Verantwortungsstrukturen zu denken, fördert die weitere Öffnung des Familienbegriffs und der Lebensformen sowie eine Neuorientierung hinsichtlich traditioneller Familien-, Geschlechter- und Rollenstrukturen. Die weite Fassung der Thematik, durch die vielfältige Ausrichtung der Beiträge und Untersuchungen hat mir besonders gut gefallen, wenngleich sich diese sicher durch viele weitere Aspekte ergänzen ließe. Punktuell werden m.E. neue Erkenntnisse und Perspektiven zu beratungsrelevanten Aspekten eingebracht. Insgesamt fördern die Beiträge ein inklusives Verständnis aller Familienformen und fordern sozialpolitische und gesamtgesellschaftliche Rahmenbedingungen, die die Teilhabe aller Familienformen unterstützt. Diese Forderung ist nicht neu, aber aufgrund der fundamentalen Bedeutung von Familien für das „Zusammenhalten“ unserer Gesellschaft, m.E. nach wie vor notwendig.

Carolin Teltow
Sozialpädagogin
Fachreferentin
Evangelische Konferenz für Familien-
und Lebensberatung
Lehrterstraße 68
10557 Berlin
teltow@ekful.de

Barbara Tietze, Radebeul

**The Salesman
Drehbuch und Regie:
Asghar Farhadi**

Iran 2016, 123 Min., FSK 12, DVD

Farhadi, der bereits für seinen Film „Nader und Sadim“ einen Oscar erhielt, verbindet im Drama „Salesman“ (deutsch Verkäufer bzw. Handlungsreisende) ein Ereignis im Leben eines jungen Ehepaars mit Arthur Millers Stück „Tod eines Handlungsreisenden“. Rana und Emad leben im heutigen Teheran. Beide sind Schauspieler, Emad unterrichtet Literatur in einem Jungen-Gymnasium.

Der Film beginnt mit den Bühnenaufbauarbeiten im Theater und wechselt von diesen ruhigen Bildern zur Hektik in einem mehrstöckigen Haus. Die Bewohner werden aus dem Schlaf gerissen und zum sofortigen Verlassen ihrer Wohnung aufgefordert. Das Gebäude droht einzustürzen. Rana und Emad haben Glück: Ihr Bekannter Babak bietet ihnen eine leerstehende Wohnung an. Es gibt nur ein kleines Problem – ein Zimmer ist verschlossen, weil noch Gegenstände der Vermieterin deponiert sind. Babak verspricht eine schnelle Räumung. Als dies nicht geschieht, räumt Emad die Sachen auf die Terrasse. Rana sieht das als Eingriff in die Privatsphäre der Vermieterin, über die nur andeutungsweise gesprochen wird.

Abends proben Rana und Emad den „Handlungsreisenden“, wobei Emad den Handlungsreisenden spielt und Rana seine Ehefrau. Nach einer Theaterprobe geht Rana nach Hause, um die Wohnung weiter einzuräumen, während Emad daran mitarbeitet, nach Szenenstreichungen der Kulturbehörde ein zusammenhängendes Theaterstück hinzubekommen. Rana bittet ihn telefonisch, etwas für das Frühstück mitzubringen und deutet an, dass sie sehr müde sei und nur noch unter die Dusche wolle. Als es klingelt, betätigt sie - ohne Rückfrage - den Türöffner, öffnet die Wohnungstür, weil sie davon ausgeht, dass Emad kommt, und geht duschen. Auf dem Weg nach

oben bemerkt Emad Blutspuren im Treppenhaus, die Wohnungstür steht offen, Rana antwortet nicht. Ein Blick in die Dusche lässt ihn erschrecken.

Szenenwechsel: Rana mit einer Wunde am Kopf bei der notärztlichen Versorgung im Krankenhaus. Bei ihr ein befreundetes Paar und Nachbarn, die sie gefunden haben. Es wird die Vermutung geäußert, dass dies wohl ein Kunde der Vormieterin gewesen sei. Obwohl Emad sich sehr um seine Frau bemüht, geht es Rana schlecht. Die Wohnung macht ihr Angst. Die Dusche kann sie gar nicht nutzen, die Toilette nur, wenn Emad davor Wache hält. Bei den Theateraufführungen spielt Rana weiterhin mit, hat aber Aussetzer.



Im Schlafzimmer stößt Emad auf Herrensocken, Geld sowie einen Autoschlüssel. Er findet das Auto im Umfeld des Wohnhauses und stellt es zunächst sicher. Als Emad andeutet, die Polizei einzuschalten, will Rana zunächst wissen, wer sie aus der Dusche geholt habe. Da es der Nachbar war, ist sie gegen eine Anzeige. Sie kann Emad den Vorfall nur bis dahin berichten, als sie den Türöffner betätigt hat. Scham lässt sie verstummen. Emad versucht, Rana mit dem Hinweis zu trösten, dass es hätte viel schlimmer kommen können. Sie erwidert: „Wäre

ich nur stärker aufgeschlagen.“

Das Zusammenleben von Rana und Emad wird auf eine harte Probe gestellt - sie reagiert aggressiv, seine Bemühungen um sie laufen ins Leere. Etwas Lockerheit scheint der kleine Sohn eines befreundeten Paares zu bringen, der bei ihnen übernachten darf. Die Frage nach der Bezahlung der Lebensmittel drängt das schreckliche Ereignis jedoch schnell wieder in den Vordergrund. Das Essen schüttet Emad in den Müll, weil Schmutz am Geld klebt.

Emad macht sich auf die Suche nach dem Autobesitzer, findet einen jungen Mann und über ihn zum Täter. Rana ist gegen Rache als Form der Aufarbeitung. Dennoch verfolgt Emad seinen Plan weiter. Er möchte die Familie des Täters mit dessen Tat kon-

frontieren. Zu Viele reden inzwischen über das Ereignis. Ranas Eingreifen verhindert Emads Plan.

Das Theaterstück und das Leben von Rana und Emad haben Parallelen. Das Paar erlebt Teile der Handlung des Theaterstücks. Rana geschieht ein Unglück, über das zu sprechen ihr die Scham verbietet. Deshalb lehnt sie eine polizeiliche Untersuchung ab. Doch vor dem Gerede der Mitmenschen schützt sie und Emad das nicht.

Rana nimmt eine Teilschuld auf sich, weil sie ja die Tür geöffnet habe. Emad liebt seine Frau und möchte ihr helfen. Als das Gerede der Mitmenschen zunimmt, sieht er als einzigen Ausweg, selbst den Täter zu finden und ihn bloßzustellen. Rana, das Opfer, stellt sich dagegen und demonstriert so,

dass nur Vergebung der Ausweg ist.

Farhadis Film, der neben dem Oscar 2017 für den besten fremdsprachigen Film, auch Preise bei den Cannes-Filmfestspielen 2016 (Bestes Drehbuch sowie Bester Darsteller für Shahab Hosseini (Emad)) erhielt, beeindruckt durch seine ruhige Spielweise und Spannung. Der Zuschauer leidet mit Rana und Emad und bekommt einen Eindruck, wie schwer es Opfer sexueller Übergriffe haben.

Barbara Tietze

Diplom Ingenieurin
Datenschutzbeauftragte des
Diakonischen Werkes der
Evangelischen Landeskirche
Sachsen e.V.
Obere Bergstraße 1
01445 Radebeul
datenschutz@diakonie-sachsen.de

Aktuelles aus der Fachverbandsarbeit

Psychosoziale Beratung als unverzichtbarer Baustein in der Grundversorgung von wohnungslosen oder obdachlosen Menschen

Im Jahr 2016 waren etwa 860.000 Menschen ohne eine Wohnung. Damit ist die Zahl im Vergleich zum Jahr 2014 um 150 Prozent gestiegen. Die BAG Wohnungslosenhilfe prognostiziert von 2017 bis 2018 einen weiteren Anstieg um ca. 350.000 auf dann ca. 1,2 Millionen wohnungslose Menschen.¹

Bahnhöfe sind ein Kristallisationspunkt für Menschen ohne Obdach, deshalb unterstützen die Bahnhofsmissionen in vielen Städten Deutschlands in Not geratene Menschen. Die Bahnhofsmission am Berliner Bahnhof Zoo ist die größte in Deutschland: Täglich suchen etwa 600 Obdachlose die Bahnhofsmission auf und können beispielsweise Essen, Kleidung oder rudimentäre medizinische Versorgung² erhalten. Durch die Zusammenarbeit mit der Deutschen Bahn kann das Angebot der Bahnhofsmission ausgebaut und zu einem „Zentrum am Zoo“ (ZaZ) unter der Trägerschaft der Berliner Stadtmission weiterentwickelt werden. In diesem Kontext werden neue Angebote geschaffen, die eine sinnvolle Ergänzung zur bisherigen niedrigschwelligen Versorgung obdachloser Menschen darstellen. Mit finanzieller Unterstützung durch den Berliner Senat kann die Berliner Stadtmission das Angebot einer psychologischen Beratung vor Ort etablieren.

Denn mehr als zwei Drittel aller wohnungslosen Menschen leiden unter psychischen Beeinträchtigungen bzw. schwerwiegenden psychosozialen Problemen, aber nur ein Drittel erhält eine entsprechende Unterstützung bzw. Versorgung. Bezugnehmend auf die Ergebnisse der Seewolf-Studie müssen „[...] neben der materiellen Grundversorgung auch die psychischen Bedürfnisse dieser vorübergehend oft im wahrsten Sinne des Wortes entwurzelten Menschen im Auge behalten werden. Für diese Art der fürsorglichen Begleitung gibt es noch kein eindeutig definiertes Versorgungskonzept. Möglicherweise braucht ein Teil der psychisch kranken Menschen einen Schutzraum ohne forcierte Therapieanforderungen [...]“³ Die Berliner Stadtmission versucht, diese Versorgungslücke mit dem Angebot der psychologischen Beratung im „Zentrum am Zoo“ zu begegnen.

Aufgrund der vielschichtigen und komplexen Problemlagen der wohnungslosen und obdachlosen Menschen kann nur eine ganzheitliche, multiprofessionelle und integrierte Versorgung den Bedarf der Betroffenen decken. Der Kontakt zu den obdachlosen und wohnungslosen Menschen kann fast ausschließlich durch niedrigschwellige Angebote gelingen.⁴ Deshalb ist es von entscheidender Be-

deutung, dass die psychologische Beratung „unter einem Dach“ mit den bereits etablierten und akzeptierten Unterstützungsleistungen angeboten wird bzw. dort angesiedelt ist, wo sich die Betroffenen aufhalten.

Die verschiedenen Angebote im „Zentrum am Zoo“ sollen so vernetzt werden, dass gemeinsam identifiziert werden kann, auf welchem Wege die Wünsche und Bedürfnisse der/des Wohnungslosen erfahren und aufgegriffen werden können. Diese Klärung gelingt umso besser, desto intensiver die Zusammenarbeit der verschiedenen Angebote der Berliner Stadtmission im „Zentrum am Zoo“ und der benachbarten Bahnhofsmission gelingt. Wenn alle Mitarbeitenden gut über die unterschiedlichen Unterstützungsangebote informiert sind, können niedrigschwellige und möglichst unverzügliche Übergänge von einem Angebot zum nächsten ermöglicht werden. Das sind neben der psychologischen Beratung z.B. die Schuldnerberatung, Suchtberatung, medizinische Dienste, Übernachtungsangebote etc.

Die EKFuL plant zusammen mit der Berliner Stadtmission, die psychologische Beratung im „Zentrum am Zoo“ zu begleiten und konzeptionell (weiter) zu entwickeln. Ein weiterer Fokus liegt auf der interprofessionellen Zusammenarbeit und Vernetzung vor

Ort. Ziel der EKFuL ist es, hier Erkenntnisse zu gewinnen, die von bundesweiter Bedeutung sind. Dazu soll die Projektbegleitung durch die EKFuL fortlaufend im praktisch-theoretischen Austausch so reflektiert, weiterentwickelt, dokumentiert und aufbereitet werden, dass in der Folge ein bundesweit übertragbares Modell entsteht.

Anmerkungen

- 1 vgl. Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. (2017): Zahl der Wohnungslosen. Abgerufen am 05.03.18 von: http://www.bagw.de/de/themen/zahl_der_wohnungslosen/.
- 2 vgl. Meyer, Rüdiger (2014): Psychiatrische Versorgung: Obdachlose sind häufig psychisch krank. In: Deutsches Ärzteblatt, Heft 9, PP, Ausgabe September 2014, Seite 421.
- 3 Klinikum rechts der Isar, Technische Universität München (2014): Wohnungslos = psychisch krank? Ergebnisse der bisher größten deutschen Studie zu Wohnungslosigkeit. München. Abgerufen am 7.12.2017 von: <https://www.mri.tum.de/pressemeldungen/seewolf>.
- 4 vgl. Schnaidt, Tilman (2011): Wohnungslose und ihr Zugang zum psychiatrischen Hilfesystem in Hamburg. Hamburg.

Bündnis gegen Schütteltrauma

Wenn verzweifelte Eltern einen schreienden Säugling im Affekt schütteln, können sie ihm schwere lebenslange Behinderungen zufügen. Viele Eltern sind sich dieser Gefahren nicht bewusst. Jährlich werden schätzungsweise zwischen 100 bis 200 Säuglinge und Kleinkinder mit Schütteltrauma in deutsche Kliniken gebracht.

Zusammen mit dem bundesweiten „Bündnis gegen Schütteltrauma“ klärt das Nationale Zentrum Frühe Hilfen (NZFH) im Auftrag des Bundesfamilienministeriums seit November 2017 über die Gefahren des Schüttelns von Säuglingen und Kleinkindern auf.

Auch die EKFuL ist dem „Bündnis gegen Schütteltrauma“ beigetreten und unterstützt die Maßnahmen zur Prävention von Schütteltrauma.

Dem Bündnis gehören über 30 Verbände, Vereine und Institutionen aus dem Gesundheitswesen, dem Kinderschutz und der Kinder- und Jugendhilfe an. Durch die gemeinsame Aktion sollen möglichst alle Eltern von Säuglingen und werdende Eltern erreicht werden. Das NZFH hat Aufklärungsflyer und Innenraumplakate entwickelt, die von Fachkräften kostenlos bei der BZgA, dem Träger des NZFH, bestellt werden können.

Die EKFuL bittet die Beratungsstellen, sich an den Präventionsmaßnahmen zu beteiligen und zum Beispiel den Aufklärungsflyer zum Schütteltrauma Eltern in der Beratungsstelle oder bei anderen Gelegenheiten zu überreichen.

Der Flyer „Ihre Nerven liegen blank“ (Bestellnummer 16000535) und das DIN-A2-Plakat (Bestellnummer 16000536) können bei der BZgA per E-Mail: order@bzga.de oder Fax 0221-8992-257 angefordert werden. Mehr Informationen zum „Bündnis gegen Schütteltrauma“ unter www.elternsein.info.

Empfehlungen des Deutschen Vereins zur vertraulichen Geburt veröffentlicht

■ CHRISTOPH POMPE, DETMOLD

Die ersten Jahre der Erfahrungen mit der Praxis des Gesetzes zur vertraulichen Geburt liegen vor: seit dem 1.5.2014 gilt das "Gesetz zum Ausbau der Hilfen für Schwangere und Neuregelung der vertraulichen Geburt". 2017 wurde die Untersuchung der Praxiserfahrungen u.a. durch Erhebungen bei den Schwangerschaftsberatungsstellen abgeschlossen. Die Bundesregierung veröffentlichte den Bericht des BMFSFJ über die Auswirkungen der Maßnahmen und Hilfsangebote in Folge des neuen Gesetzes. Diese Evaluation wiederum wird in den „Empfehlungen“ des Präsidiums des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge e.V. (DV 4/18) referiert und mit eigenen Vorschlägen kommentiert. Die Arbeitsergebnisse und Beiträge von Diakonie Deutschland und EKFuL sind letztlich mit in diese Empfehlungen eingeflossen.

Die fachlich kompetente Beratung von Jugendlichen/jungen Erwachsenen bei der möglichen Einsichtnahme in die Herkunftsnachweise ab dem 16. Lebensjahr, bei Recherche und Herkunftssuche ist bisher im Schwanger-

schaftskonfliktgesetz (s. § 31 Abs. 1 SchKG) nicht geregelt. Die Fachverbände hatten übereinstimmend auf die Notwendigkeit einer Präzisierung, z.B. durch eine Klarstellung des BMFSFJ, hingewiesen.

Deutlicher als im Bericht der Bundesregierung wird in den „Empfehlungen“ des Deutschen Vereins die zentrale Rolle der besonders qualifizierten Schwangerschaftsberatungsstellen beim Aufbau vernetzter Strukturen hingewiesen.

Schon 2013 hatte der Deutsche Verein in seinen Empfehlungen für den Betrieb von Babyklappen deren Träger auf die notwendige Verbindung mit den Schwangerschaftsberatungsstellen, der Möglichkeiten der vertraulichen Geburt und dem Hilfefon des Bundes „Schwangere in Not“ hingewiesen.

Niedergelassene Gynäkologen und Gynäkologinnen wie auch Einrichtungen der Geburtshilfe (Kliniken und Hebammen) sind für Schwangerschaftsberatungsstellen die wichtigsten Vernetzungspartner – gerade in Hinblick auf die gar nicht seltenen späten Meldungen von Schwangeren

direkt in diesen Einrichtungen. Die Beratung erfolgt dann ggf. nach der Geburt in einem knappen Zeitfenster.

Zur vieldiskutierten Frage nach dem Recht der Väter (die in überraschend hoher Zahl an den Beratungen zur vertraulichen Geburt teilnahmen) stellt der Deutsche Verein eine unbefriedigende rechtliche Regelung fest.

Auch bei Schwangeren im Leistungsbezug nach SGB II widerspricht das Recht auf Anonymität (SchKG) den Verpflichtungen zur Identitätsoffenbarung bei Leistungsbezug nach SGB II – im Alltag der Schwangerschaftsberatung gilt dies auch für Anträge auf Leistungen der Bundesstiftung „Mutter-und-Kind/Schutz des ungeborenen Lebens“.

Vorläufig empfiehlt der Deutsche Verein den Verzicht von sonst fälligen Sanktionen nach SGB II – langfristig ist der Gesetzgeber gefragt.

Für den Fachverband EKFuL ist die weitgehende Übereinstimmung unserer aus der Beratungspraxis entwickelten Positionen mit den „Empfehlungen“ des Deutschen Vereins festzustellen.

Die Bedeutung der Familienförderung (wieder)entdecken Arbeitsgruppe zu §16 SGB VIII

Das Kernanliegen des §16 SGB VIII ist es, Kinder und Familien durch eine allgemeine Förderung zu unterstützen. Diese allgemeine Förderung fokussiert primär nicht auf die Vermeidung von Defiziten und Risiken, sondern beabsichtigt vielmehr die (Weiter-)Entwicklung von Ressourcen, Kompetenzen sowie ein generelles Empowerment, wodurch familiäre Verantwortung erst ermöglicht wird.

Dieses vielversprechende und daher begrüßenswerte Ziel wird bisher nicht

ausreichend in der Praxis der Kinder- und Jugendhilfe umgesetzt. Zusammen mit der Diakonie Deutschland, der Evangelischen Familienerholung und der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft Familie (Forum Familienbildung) befasst sich die EKFuL daher mit der Stärkung des §16 SGB VIII und setzt sich für einen verbesserten Stellenwert des §16 SGB VIII ein.

Aktuell sammelt und diskutiert die Arbeitsgruppe vorhandene Materialien, Erkenntnisse sowie gelungene Bei-

spiele aus der Praxis und eruiert mögliche Forderungen und Empfehlungen. In der Folge soll diese „Sammlung“ als Grundlage für weitere Diskussionen, beispielsweise mit Expert_innen aus der Praxis, fungieren.

Im Verlauf der Arbeit hat sich gezeigt, dass auch §17 und §18 SGB VIII bei diesem Thema in den Blick zu nehmen sind. Inwieweit es sinnvoll ist, diese in ein mögliches gemeinsames Papier zu integrieren, wird sich im weiteren Arbeitsprozess zeigen.

Das Papier „Psychologische Beratung in kirchlich-diakonischer Trägerschaft als Kernaufgabe der Kirche“ wird aktualisiert

Die Evangelische Konferenz der Hauptstellenleiterinnen und -leiter sowie der Beauftragten für Psychologische Beratung in den Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EHK) hatte 2011 das Papier „Psychologische Beratung in kirchlich-diakonischer Trägerschaft als Kernaufgabe der Kirche“ beraten und

verabschiedet. Seitdem hat sich diese Ausarbeitung als wertvolle Orientierungs- und Argumentationshilfe im binnenkirchlichen Raum etabliert.

Um es weiterhin gut nutzen zu können, wurde auf der diesjährigen EHK-Sitzung eine Aktualisierung des Papiers angeregt. Dazu bildete sich eine Arbeitsgruppe aus Vertreter*innen

der EHK und der EKFuL: A. Blochwitz, R. Bugdahn, S. Deutschmann, E. Jabs, C. Teltow und S. Willer. Die Arbeitsgruppe tagte erstmals im Mai dieses Jahres. Ziel ist es, das aktualisierte Papier bis Anfang des nächsten Jahres fertigzustellen und kirchlich-diakonischen Entscheidungsträgern sowie anderen Interessenten zur Verfügung zu stellen.

Die EKFuL wird 60 - das wollen wir mit Ihnen feiern! Jahrestagung 2019 und Jubiläum 20. - 22. Mai 2019 in Berlin

Wir laden Sie bereits jetzt schon herzlich zur EKFuL-Jubiläumstagung „Die Qual der Wahl. Entscheidungskonflikte in der Psychologischen Beratung“ (Arbeitstitel) ein.

Entscheidungsprozesse, Entscheidungskonflikte und damit einhergehend der Umgang mit Ambivalenzen, Abwehrmechanismen, Widerständen und Übertragungsphänomen gehören zum Kerngeschäft der Psychologischen Beratung. Das gilt sowohl für die Erziehungsberatung- und Schwangerschafts(konflikt)beratung, als auch für die Ehe-, Familien- und Lebensberatung. Entscheidungskonflikte sind zudem nicht nur Anliegen der Ratsuchenden, sondern auch die der Berater*innen.

Welche Tragweite haben neuropsychologische Befunde für Entscheidungssituationen? Wie treffen

wir Entscheidungen? Und (wie) kann psychologische Beratung in Entscheidungsprozessen unterstützen? Welche Auswirkungen haben gesellschaftliche Entwicklungen und politische Entscheidungen auf Kinder, Familien, Männer, Frauen und intersexuelle Menschen? Was passiert, wenn eine falsche Entscheidung getroffen wurde?

Die Vorträge werden aus unterschiedlichen Perspektiven aktuelle beratungsrelevante Erkenntnisse, Entwicklungen und Empfehlungen vorstellen und diskutieren. Neben Vorträgen sind folgende Arbeitsgruppen in Überlegung:

- Entscheidungskonflikt in Gefährdungssituationen (im Kontext von Kindeswohl)
- Entscheidungskonflikt im Bereich der Pränataldiagnostik und der Schwangerschaftskonfliktberatung

- sexuelle Präferenz
- Entscheidungskonflikt in Trennungssituationen
- Identitätsentwicklung: „Wer bin ich und wer will ich sein?“
- Akkulturation.

Beim Jubiläums-Abendprogramm am 20. Mai 2019 wollen wir mit Ihnen gemeinsam das „60jährige“ feiern und das Tanzbein schwingen.

In der Mitgliederversammlung am 21. Mai 2019 wird sich die Thematik der Wahl fortsetzen, denn es steht die Wahl des EKFuL-Vorstandes und der Kassenprüfer*innen an.

Bitte merken Sie sich den Termin vor - es erwartet Sie eine besondere Jahrestagung mit vielen renommierten Referent*innen!

Terminverschiebungen

Die *EKFuL-Mitgliederversammlung* findet am 15. Oktober 2018 in Fulda statt.

Aufgrund der geringen Anmeldezahlen für die EKFuL-Jahrestagung 2018 hat sich der Vorstand nach ausführlicher Diskussion dazu durchgeführten, die Jahrestagung abzusagen. Somit musste für die Mitgliederversammlung, die üblicherweise im Rahmen der Jahrestagung stattfindet, ein neuer Termin gefunden werden. Sie ist nun zeitlich angelehnt an die Fachtagung „Kindeswohl braucht Eltern (-wohl)?! Trennung und Scheidung –

Aktuelle Entwicklungen im fachlichen Diskurs“.

Wir laden alle Mitglieder ein, gemeinsam mit dem Vorstand die Erwartungen an den Fachverband und die zukünftigen Formate der EKFuL-Angebote zu diskutieren. Gestalten Sie Ihren Fachverband mit!

Die *Zentrale Arbeitstagung der Mentor*innen* wird um einen Tag nach hinten verschoben und somit vom Donnerstag, 25. Oktober, 14.00 Uhr bis Samstag, 27. Oktober, 13.00 Uhr stattfinden.

Die Hauptreferentin Frau Dr. Zwettler-Otte (<http://www.zwettler-otte.at/person.html>) ist zu den gewohnten Vortragszeiten verhindert. Da sie jedoch eine sehr passende Referentin für das Tagungsthema „Trennung“ ist, passten wir die Tagung ihrem Terminplan an. Einen ausführlichen Flyer zur Tagung erhalten Sie Ende Juni.

Zur Info: Der der Tagung vorgeschaltete *Mentorenfachtag des ezi* findet dann von Mittwoch, den 24. Oktober, 14.30 Uhr bis Donnerstag, den 25. Oktober, 12.30 Uhr statt.

Vorstandsmitglieder und Kassenprüfer

Jan Wingert

(Vorsitzender)
Diakonie RWL e.V., Hauptstelle für
Familien- und Lebensberatung der
Ev. Kirche von Westfalen, Münster
E-Mail: jwingert@diakonie-rwl.de

Christoph Pompe

(stellv. Vorsitzender)
Detmold
E-Mail: ccpompe@t-online.de

Doris Beneke

Diakonie Deutschland, Zentrum
Familie, Bildung & Engagement, Berlin
E-Mail: doris.beneke@diakonie.de

Rainer Bugdahn

Hauptstelle für Lebensberatung,
Hannover
E-Mail: rainer.bugdahn@evlka.de

Edwin Jabs

Ev. Hauptstelle für Familien- und
Lebensberatung, Düsseldorf
E-Mail: edwin.jabs@ekir.de

OKRin Dr. Renate Knüppel

Kirchenamt der EKD, Hannover
E-Mail: renete.knueppel@ekd.de

Ulrike Stender

Mülheim/Ruhr
E-Mail: ulstender@t-online.de

Sabine Winter

Ehe-, Familien- und Partnerschafts-
beratungsstelle Karlsruhe e.V.
E-Mail: sabine-winter@gmx.net

Ute Zöllner

Kassel
E-Mail: ute-zoellner@t-online.de

Mit beratender Stimme im Vorstand:

Sabine Habighorst

Ev. Zentralinstitut für Familienberatung
gGmbH (EZI), Berlin
E-Mail: Habighorst@ezi-berlin.de

Henriette Biedowicz

Bundesgeschäftsstelle der EKFuL,
Berlin
E-Mail: biedowicz@ekful.de

Kassenprüfer:

Elmar Knipp

Nachrodt, Ev. Kirche von Westfalen

Ulrich Kruse

Flensburg, Ev.-Lutherische Kirche
in Norddeutschland

Generationswechsel am EZI

■ SABINE HABIGHORST

Nach mehr als zehn Jahren personeller Kontinuität im Dozent_innenteam des EZI begann Ende letzten Jahres der Generationswechsel im Institut. Zunächst traten Annelene Meyer und Dr. Ingeborg Volger in den Ruhestand. Darüber war im letzten „Fokus“ schon zu lesen.

Mehr als dreißig Jahre lang hatten beide das Profil des EZI wesentlich mitgeprägt. Mit ihrem Weggang endete eine Phase der kontinuierlichen Zusammenarbeit im Team, die in der modernen Arbeitswelt ihresgleichen sucht.

Um einen möglichst geschmeidigen Übergang zwischen Vertrautem und Neuem zu gestalten, begann die Suche nach Nachfolger_innen bereits Ende 2016. Diese Suche beinhaltete auch einen Prozess der Klärung über Herausforderungen, Ziele und Schwerpunkte der Arbeit im EZI sowie die in den nächsten Jahren anstehenden personellen Veränderungen. Dabei wurden auch Inhalt und Struktur der Weiterbildung in Integrierter Familienorientierter Beratung - IFB® nochmals einer kritischen Betrachtung unterzogen. Immer deutlicher trat hervor, welche Kompetenzen und Qualifikationen zum Erhalt, zur Weiterentwicklung und zur Vervollständigung des Teams sinnvoll und wichtig sind.

Es gelang, mit Frau Susanna Ganarin und Frau Dr. Melanie Ratzek zwei neue Kolleginnen zu finden, mit denen gemeinsam wir gern den weiteren Weg des Instituts zwischen Bewahren und Verändern gehen wollten. Leider spielte das berufliche Leben außerhalb des EZI bei diesem Vorhaben nicht ganz mit. Frau Ganarin erhielt die Zusage für einen psychotherapeutischen Kassensitz. Dies machte eine zeitgleiche Beschäftigung im Institut unmöglich, so dass sie zum 1. Juni das EZI wieder verlassen wird.

Und es wird noch eine weitere Veränderung im Team geben: Um eine gute Übergabe seiner Aufgaben an ein/e mögliche Nachfolger/in zu ermöglichen und aus privaten Gründen wird Achim Haid-Loh seinen Stellenumfang reduzieren, dafür aber über seinen Ruhestand hinaus in einem Beschäftigungsverhältnis am EZI stehen. Dadurch können wir den nächsten anstehenden Dozent_innenwechsel noch besser abfedern. Die Ausschreibungen für die beiden freiwerdenden Stellen finden Sie auf den nachfolgenden Seiten, doch zuerst soll unsere neue Kollegin, Frau Ratzek, nun aber selbst zu Wort kommen.

Die neue Kollegin stellt sich vor Dr. Melanie Ratzek

Vorstellungsgespräche sind fast nie wirklich schön. Anders jedoch am EZI! Im Sommer 2017 hatte ich mich auf eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin/Dozentin am EZI beworben und war zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen worden. Da mir die Stellenausschreibung sehr zusagte und ich daher diese Stelle unbedingt wollte, war ich entsprechend aufgeregt. Die Aufregung verflüchtigte sich, als der erste meiner zukünftigen Kollegen auf mich zukam und mir mit den Worten „wir sind alle so aufgeregt“ beherzt die Hand schüttelte. Dann stellte sich mir das gesamte EZI Team samt Geschäftsführerin persönlich vor, was ich als außerordentlich wertschätzend, herzlich und einladend empfand. Das bestärkte meinen Wunsch, Teil dieses Teams zu werden, umso mehr. Der Wunsch ging in Erfüllung, und seit November 2017 darf ich mich als Mitglied des EZI Teams wähen.

Nach meinem Psychologiestudium und vor meiner Zeit am EZI war ich an der Freien Universität Berlin und zuletzt an der International Psychoanalytic University Berlin (IPU) in Wissenschaft und Lehre tätig. In meiner Promotion beschäftigte ich mich mit der berufsrechtlichen Anerkennungspraxis insbesondere psychoanalytisch begründeter (Langzeit-)Therapieverfahren durch den *Wissenschaftlichen Beirat Psychotherapie*. So kam ich in Kontakt mit der empirischen Evidenz zur Wirksamkeit psychoanalytischer Verfahren und stach damit, so wurde mir



mehr und mehr bewusst, in eine Art Wespennest. Psychoanalyse und empirische, sogar quantitative Forschung – eine Kombination, die lange Zeit in der psychoanalytischen Community mit Zurückhaltung beäugt wurde. Für mich aber war es ein Gebiet, in dem ich meinen zwei wissenschaftlichen Leidenschaften folgen konnte: der Psychoanalyse und den Forschungsmethoden. An der IPU Berlin war ich in der Psychotherapieforschung zu Hause und untersuchte Therapieprozesse in ihrem Einfluss auf den Therapieer-

folg. Dabei hatte ich das Privileg, mir audiografierte analytische und tiefenpsychologisch fundierte Therapieverläufe anzuhören, was außerordentlich lehrreich für mich war. Vor allem die Frage: „Lassen sich tiefenpsychologische und analytische Behandlungen auf Stundenebene wirklich trennscharf voneinander unterscheiden?“ trieb mich an. Nach systematischen

Untersuchungen kam ich zu dem eindeutigen Ergebnis: Jein.

Seit nun zwei Jahren befinde ich mich in psychotherapeutischer Weiterbildung am Berliner Institut für Psychotherapie und Psychoanalyse. Seitdem verstärkte sich zunehmend mein Bedürfnis, mich intensiver mit der Psychoanalyse auch jenseits der empirischen Forschung zu befassen. Ich möchte

mich der Psychoanalyse als Hermeneutik und in ihrer praktischen Anwendung in Beratung und Therapie verstärkt widmen. Mich mit psychoanalytischen Verstehens- und Erklärungsprozessen eingehend zu befassen und diese in der IFB-Weiterbildung am EZI zu vermitteln, das wird nun meine Aufgabe für die nächsten Jahre sein. Eine wahrlich schöne Aufgabe, wie ich finde! <

Stellenausschreibung



Am Evangelischen Zentralinstitut für Familienberatung gGmbH ist, zur Gestaltung des Übergangs des bisherigen Stelleninhabers in den Ruhestand, zum 15.08.2018 die **Stelle eines/einer Dozent/in mit einer/einem Psychologin/ Psychologen (Diplom oder Master)** wiederzubesetzen.

Die Anstellung erfolgt zu 50% VZÄ (19,25 Wochenstunden) in flexiblen Arbeitszeiten.

Das Evangelische Zentralinstitut für Familienberatung gGmbH bietet tiefenpsychologisch orientierte Fort- und Weiterbildung für alle Arbeitsfelder der Psychologischen Beratung sowie für Supervision und Coaching und fördert den Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis.

Tätigkeiten:

- Dozent*innentätigkeit, insbesondere für die Bereiche Erziehungs- und Familienberatung, u.a. im berufsbegleitenden Masterstudiengang „Beratung/Counseling“ (MBC)
- Weiterentwicklung der Konzepte und bestehenden Curricula psychodynamischer Beratungsansätze
- Wissenschaftliche Tätigkeit (z.B. Koordination und Begleitung von Forschungsprojekten)
- Verantwortungsübernahme, u.a. für die Beratungsambulanz im „Zentrum Praxis. Forschung. Lehre (ZPFL)“
- Fachpolitische Interessenvertretung im Bereich „Institutionelle Beratung“

Erwartet werden:

- Weiterbildung zum/zur analytischen Kinder- und Jugendlichen-Therapeut*in
- Lehrerfahrungen
- Erfahrungen mit supervisorischer Gruppenarbeit und Leitung von Weiterbildungsgruppen
- Erfahrung in Psychologischer Beratung und/oder tiefenpsychologischer Psychotherapie mit Einzelnen und Paaren
- Erfahrungen in Team- und Gremienarbeit

Mitgliedschaft in einer der Kirchen der ACK (Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen) ist wünschenswert. Psychologische Beratungsarbeit soll als Aufgabe der Kirche bejaht werden.

Wir bieten:

- ein engagiertes Team
- flexible Arbeitszeiten
- einen attraktiven Standort in Berlin-Mitte

Die Anstellung erfolgt nach DVO-EKD (Vergütungsgruppe EG 14). Sie ist zunächst befristet auf zwei Jahre. Eine Entfristung wird angestrebt.

Bewerbungen richten Sie bitte an das Evangelische Zentralinstitut für Familienberatung gGmbH, Auguststraße 80, 10117 Berlin z.Hd. der geschäftsführenden Direktorin Sabine Habighorst.

Evangelisches Zentralinstitut für Familienberatung gGmbH
Geschäftsführung: Dir. Pfrin. Sabine Habighorst
Vorsitzender des Aufsichtsrates: OKR Dr. Christoph Vogel

Amtsgericht Berlin-Charlottenburg 92 HRB 3219 B . St.-Nr.27/613/01034
Evangelische Bank eG
IBAN: DE65 5206 0410 0003 9111 36 . BIC: GENODEF1EK1



Stellenausschreibung

Am Evangelischen Zentralinstitut für Familienberatung gGmbH ist zum 01.09.2018 die Stelle eines/einer Dozent/in wiederzubesetzen mit einer Mitarbeiter*in, die über einen **Abschluss (Diplom oder Master) in Psychologie, Erziehungswissenschaften oder Sozialer Arbeit** verfügt.

Die Anstellung erfolgt zu 50% VZÄ (19,25 Wochenstunden) in flexiblen Arbeitszeiten.

Das Evangelische Zentralinstitut für Familienberatung gGmbH bietet tiefenpsychologisch orientierte Fort- und Weiterbildung für alle Arbeitsfelder der Psychologischen Beratung sowie für Supervision und Coaching und fördert den Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis.

Tätigkeiten:

- Dozent*innentätigkeit, insbesondere für die Bereiche Schwangeren- und Schwangerschaftskonfliktberatung in Verbindung mit psychosozialer Beratung bei Pränataler Diagnostik; sowie Erziehungsberatung und Paarberatung im berufs begleitenden Masterstudiengang „Beratung/Counseling“ (MBC)
- Weiterentwicklung der Konzepte und Curricula zur psychodynamischen Beratung
- Wissenschaftliche Tätigkeit (z.B. Koordination und Begleitung von Forschungsprojekten)

Erwartet werden:

- Erfahrung in Psychologischer Beratung und/oder tiefenpsychologisch fundierter Psychotherapie (TFP) mit Einzelnen und Paaren
- Lehrerfahrung
- Erfahrung mit Gruppenarbeit und Fallsupervision
- Erfahrung in Team- und Gremienarbeit

Erwünscht sind:

- Approbation oder Promotion
- Mitgliedschaft in einer der Kirchen der ACK (Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen). Psychologische Beratungsarbeit soll als Aufgabe der Kirche bejaht werden.

Wir bieten:

- ein engagiertes Team
- flexible Arbeitszeiten
- einen attraktiven Standort in Berlin-Mitte

Die Anstellung erfolgt nach DVO-EKD (Vergütungsgruppe EG 13/14). Sie ist zunächst befristet auf zwei Jahre. Eine Entfristung wird angestrebt.

Bewerbungen richten Sie bitte bis zum 30.06.2018 an das Evangelische Zentralinstitut für Familienberatung gGmbH, Auguststraße 80, 10117 Berlin z.Hd. der geschäftsführenden Direktorin Sabine Habighorst.

Evangelisches Zentralinstitut für Familienberatung gGmbH
Geschäftsführung: Dir. Pfrin. Sabine Habighorst
Vorsitzender des Aufsichtsrates: OKR Dr. Christoph Vogel

Amtsgericht Berlin-Charlottenburg 92 HRB 3219 B . St.-Nr.27/613/01034
Evangelische Bank eG
IBAN: DE65 5206 0410 0003 9111 36 . BIC: GENODEF1EK1